

Die offizielle
Till Braven
Geschichtenmappe

Gesammelt und in zeitlicher Reihenfolge sortiert.

A handwritten signature in black ink, reading "Till Braven". The signature is written in a cursive style with a large, prominent initial 'T'.

Kontakt: tillbraven@arcor.de

Alle Rechte vorbehalten. © Till Braven

Inhalt:

Das Magnetronenspiel (1972)	4
Loopings sind manchmal ungesund (1974)	12
Der alte Mann und die Erde (1975)	13
Hella (1982)	14
Gutenachtgeschichte (1986)	22
Das Hämmern (1987)	25
Stop and Go (1988)	30
Briefwechsel im März (1992)	36
Salut (1993)	42
Der Schädel (1993)	46
Frau Wüstefeld bekommt Besuch (1995)	49
Sechs Tage im November (1999)	55
Die Weihnachtsgeschichte des Kaisers Julianius (2000)	71

Till Braven

Das Magnetronenspiel

„Ich werd es dir sagen.“ Reha blickte auf ihren Vater. Ihre Augen sprachen. Licht fiel durch die Palmen in den Garten, weiter hinten plätscherte das Wasserspiel. Er stand da, unbewegt in diesem Moment, ein gefülltes Glas in der Hand. Das Eis klirrte aneinander. Dann kam er auf sie zu, setzte sich in den Liegestuhl. Sie rückte ein Stück.

„Deine Mutter, weißt du.“ Josie war eine dunkelhaarige Frau mit zarter, karamelfarbener Haut. Unwillkürlich schaute Reha sich um, als wäre sie dort hinter dem Fenster. Die Sonne verwehrte den Einblick mit weißer, gleißender Glut, nichts als Reflexe, keine Gardine hinter der Scheibe zu sehen. Josie stand oft hinter genau diesem Fenster, hatte die Gardine mit der Hand wenig zur Seite geschoben, sah in den Garten. Reha spielte, war es heiß, mit dem kühlen Wasser im Brunnen, oft genug in der Schaukel. Wie oft setzte Josie sich ans Klavier, spielte, flink glitten ihre Finger von Ton zu Ton, Reha sang dazu, wenn die Melodie bis an die Schaukel drang.

„Ich werd es dir sagen.“ Piero trank einen Schluck aus dem Glas. Seine Augen waren erschöpft. Den Blick müde nach vorn gerichtet, das Glas in der rechten Hand, die Füße etwas von sich gestreckt, saß er da.

„Es ist eigentlich unglaublich, irgendwie kann es nicht wahr sein, es dürfte nicht wahr sein. Es ist ein unheimliches Phänomen, über das ich dir erzähle, es ist alles wegen deiner Mutter, weißt du, und es ist eine wahre Geschichte, die sowohl in der Vergangenheit, als auch in der Zukunft spielt. Und, du spielst auch dabei eine Rolle, ebenso Josie, deine Mutter. Und ich auch, ich spiele hierbei wohl die wichtigste Rolle. Es ist eine Geschichte, bei der Vergangenheit und Zukunft die gleiche Bedeutung haben, wenn du verstehst, was ich meine.“

Piero trank wieder einen Schluck, nachdenklich schaute er über den Rasen zu dem Springbrunnen. Der Wind bewegte die Palmen nun etwas stärker, doch kühlte es noch nicht ab, wenn die Sonne sich auch ständig dem Untergang genähert hatte, der Wind enthielt noch die stickige Großstadthitze, und blies diesen Atem durch die Straßen und Gassen der Stadt.

„Laß uns schnell ins Haus gehen, es wird gleich dunkel.“ Rehas Stimme klang kindlich sanft. Beide erhoben sich, und ließen den Liegestuhl im Garten zurück. Durch die Tür gingen sie ins Haus, Kühle und Stille, als Piero die Tür schloß.

„Ich sag es dir. Es war in Belo Horizonte. Eine große Stadt, viele Menschen, heiße Luft tagsüber in den Straßen, und dann Autos und Hochhäuser, breite Straßen und enge Gassen. Aber draußen, vor der Stadt, war es schön, weite Landschaft, Sonne und Vögel. Und nach Osten hin die Berge, manche hoch und felsig. Das ist Belo Horizonte. Größer zwar als Curitiba, noch mehr Menschen, mehr Autos, mehr Häuser, und es gibt mehr Kirchen dort, als in Curitiba.

Reha nahm auf einem Stuhl platz, ihren Kopf stützte sie auf die Arme. Piero trank den Drink aus, und bereitete sich sofort einen neuen.

„Möchtest du auch etwas trinken?“ Reha schüttelte den Kopf, blieb stumm.

„Dort war es, in Belo Horizonte. Dort lernte ich Josie kennen. Sie war die Tochter eines angesehenen Kaufmanns. Und ich, ich war gerade von der Uni gekommen, ein frischgebackener Kerntechniker war ich, und befaßte mich nun, bei der ‘Empresa Nuclear Brasileira’ vornehmlich mit den Magnetronenstrahlen von Thorium.“

Die Sonne ging unter, es begann dunkel zu werden, Reha war aufgestanden, um Licht anzuschalten, dann setzte sie sich wieder.

„Ich will es dir ganz genau sagen, ich lernte Josie im Jahre 1961 kennen, entweder im April oder im Mai. Sie war damals gerade zweiundzwanzig, ich sechs Jahre älter. Josie war eine außergewöhnlich schöne Frau, feines, dunkles Haar, zarte Haut, und ihre braunen Augen lachten unentwegt.

Ich hatte damals meinen ersten Volkswagen. Josie und ich sind damit, so oft wir konnten rausgefahren, weg von den vollen Bussen und hupenden Verkehrsschlangen, zu den Seen im Norden etwa, dort gibt es zwischen Wäldern und Feldern noch immer Ufer, an denen man durch nichts und niemanden gestört wird. Manchmal sind wir dann mehrere Tage dort geblieben.

Oder wir sind an die Küste bei Vitória, es ist dort felsig und zerklüftet, und dort gibt es hunderte kleiner Inselchen, auf denen wohnen, wenn überhaupt, Fischer mit ihrer Familie, auf jeder Insel oft nur eine Familie. Man kann sich in Vitória dann ein Motorboot mieten, und auf abenteuerliche Fahrt gehen.“

Piero hielt inne, nahm das Glas und führte es zum Mund. Reha ließ ihren Vater nicht unbeobachtet, ihre Augen hafteten auf seinem Gesicht. Nochmal führte er das Glas an die Lippen. Sein Blick war tief, auf der staubigen Paßstraße. Da saß Josie neben ihm, hatte das Fenster ganz hinuntergekurbelt und ließ ihre Haare im heißen Fahrtwind zerzausen. „Siehst du.“ Sie deutete auf den Gipfel des Bergs. „Dort oben muß ein herrlich kühler Wind wehen.“ Ihre Stimme klang angenehm, sie verbreitete Zufriedenheit. „Dann paß auf, daß du dort nicht frieren würdest.“ Piero hörte seine eigenen Worte, und begann zu zittern. „Sicher würdest du frieren.“ Wieder führte er das Glas zum Mund, leerte es.

Reha nahm das Glas ihres Vaters, schweigend setzte er sich nun ebenfalls. Stille, das Mädchen hielt das Gefäß in der linken Hand, mit der anderen fuhr sie sich durch die

schulterlangen Haare. Ihr Herz klopfte laut. Da stand sie auf, sie ging hinüber zum Wandschrank. Piero hörte, wie sie begann, die Früchte zu zerstampfen. Sie hatte ihm den Rücken zugekehrt und bereitete einen Drink. Dann kam sie an den Tisch zurück, nippte selbst an dem Glas, reichte es dann Piero, setzte sich wieder in den Stuhl und verfiel schließlich in ihre alte Pose.

„Je länger Josie und ich zusammen waren, desto besser verstand ich mich auch mit dem alten Daniel Mambretti, ihrem Vater. Ganz zuerst war dein Großvater sehr ablehnend mir gegenüber gewesen, ein junger Wissenschaftler war in seinen Augen natürlich kein Umgang für seine Tochter. Gebildet war ich, gewiß, aber meine Experimente, so glaubte der Mambretti, würden ja doch bloß in einer Atombombe enden, und finanziell sah es damals bei mir auch noch bescheiden aus. Dabei ist nun einmal Geld für einen Kaufmann wie Josies Vater der Schlüssel zum Erfolg. Dann spürte er langsam, daß man mir beruflich vertraute, und mein Wirkungskreis immer verantwortungsvoller wurde. Da änderte er schließlich seine Meinung, denn damit stieg schließlich auch mein Gehalt.“

Es wurde still, Pieros Augen glänzten in dem gelben Schein der Lampe. Reha hatte den Blick schon vor geraumer Zeit durch's Fenster nach draußen gerichtet. Es war nun dunkel, gespenstische Schatten von der Straße rissen durch den Garten. Noch herrschte Trubel und Leben auf der Straße, Menschen hetzten nach Hause, Menschen im Bus. Das Licht der Scheinwerfer kroch noch über die Mauer und schlüpfte durch die Palmen in den Garten, wo es den Rasen bizarr in einem bleiernen Bild aufleuchten ließ. Hier strich es zum Brunnen und leckte im Fluge das Wasser, daß noch immer, mit leisem Plätschern wie Musik an Harfensaiten hinunterstürzte. Dahinter Hupen, Menschen im Bus.

Josies Finger tanzten über die Klaviertasten, Ton um Ton. Reha kam vom Garten durch die weit offene Tür herbeigeeilt. Es bewegte sich die Gardine, sie blieb stehen und hörte. Josie konnte dem Klavier Melodien wie eine Meisterin entlocken, immer neue aus immer den gleichen Tasten. Ihre Hände waren flink.

„Ich werd es dir sagen.“ Piero schaute fest in Rehas Augen, sein Gesicht war vor Anspannung wie verzerrt. Reha saß ganz ruhig da, lauschte, ihrem Blick entging keine Miene. Josie drüben am Klavier, als wären die alten Töne im Raum.

„Schon damals erkannte ich die seltsame Abhängigkeit der Magnetronenstrahlen von der Zeit. Ich arbeitete damals an verschiedenen Thoriumzerfallsprodukten, und auch an der dabei entstehenden Strahlung. Magnetronenstrahlen gehörten so damals zu meinem normalen Umgang. Was ich beobachtete war die Tatsache, daß sich der Charakter der Magnetronenstrahlung im Laufe der Zeit geringfügig änderte, unabhängig, ob es sich um leichtes oder schwereres Thorium handelte, das Atomgewicht und somit der Zustand des Materials spielte also keine Rolle. Nur die Zeit. Ich schenkte der Tatsache weiter keine Aufmerksamkeit, ich veröffentlichte die Sache nicht einmal, aber ich dachte im Stillen damals schon einen phantastischen Gedanken durch: eine Zeitmaschine mit Hilfe von Thoriummagnetronenstrahlen. Reisen durch die Zeit. Rein theoretisch alles, versteht sich. Als Spaß.

Ein französischer Wissenschaftler machte etwa zur gleichen Zeit die gleiche Entdeckung, auch sie wurde nie großartig zur Sensation gemacht, es war eine wertlose Entdeckung, wurde erwähnt und wieder vergessen. Auch ich kümmerte mich nicht weiter darum.

Und dann kam das Jahr 1963. Damals begann Brasilien zu planen, die Atomkraft friedlich in späterer Zeit zu nutzen. Es entstanden die Forschungszentren in Sao Paulo und Curitiba. Damals, im Oktober jenen Jahres, kam auch ich nach Curitiba. Ich gehörte zu den brasilianischen Forschern, die zusammen mit Wissenschaftlern aus Deutschland und Nordamerika die Arbeit aufnahmen. Unsere Arbeit enthielt viele grundsätzliche Probleme, die es zu lösen galt, an den Bau eines Atomkraftwerks war noch lange nicht zu denken, das sollte noch über zehn Jahre dauern.

Curitiba, eine schöne Stadt, modern die Straßen, riesige Parks mitten in der City, Teiche und Kanäle mit bunten Booten darauf, alles inmitten herrlich duftender Gärten. Und hinter den Parks, den blühenden Bäumen, Curitiba, die Stadt, mit seinem Leben, den Geschäften, den Händlern und Büros. Damals empfand ich Curitiba als Wohltat.

Ich heiratete Josie, sie kam mit nach Curitiba, wir schufen uns hier unser Zuhause, das Haus und der Garten, ein neues Auto.“

Reha rutschte auf dem Stuhl hin und her. Ihr Blick verließ den Garten und wandte sich dem Vater zu, der gerade aufgehört hatte zu sprechen, immer auf dieselbe Stelle vor sich starrend. Sie nahm sein Glas und trank einen Schluck. Als Reha das Glas wieder auf den Tisch stellte, drehte er sich zu ihr um, lächelte. Auf seiner Stirn glänzte ein feiner Film, in den Falten begannen sich kleine Tröpfchen zu bilden. Auch von der Straße her war es spürbar ruhiger geworden, der Verkehr hatte nachgelassen, einen Moment lang füllte nur das schwere Atmen Pieros den Raum, Reha verhielt sich still, schaute vorbei an ihrem Vater.

„Ab jetzt spielst du auch mit.“ Piero schaute in ihre Augen, versuchte zu lesen, seine Hand legte sich auf Rehas Arm, immer noch lächelnd. Reha bewegte sich nicht, verzog keine Miene.

„Es war im Januar 65, naja, du kennst deinen Geburtstag ja schließlich selbst, was sage ich also.

Josie war sehr glücklich über unser Kind, über dich. Ich natürlich auch. Und Josie - ich erinnere mich jetzt an die Zeit, als du ein kleines Mädchen warst, laufen lernst. Josie führte dich an der Hand, wir gingen durch den Park. Sonne, und vom Kanal kam das Schlagen der Riemen herüber, Bootsfahrer auf dem Teich. In der Luft lag der Duft der Blumen und der Blüten der Bäume, man ging auf und ab.“

Piero schaute auf seine Armbanduhr, stand auf, reckte sich. Schweigend ging er ein paar Schritte im Zimmer auf und ab. Neben dem Klavier blieb er stehen, befühlte es mit seinen Fingern. Dann setzte er sich auf den Schemel, klappte den Deckel auf. Tasten, jede Taste ein Ton. Die Fingerkuppen strichen über diese Tasten, fast zärtlich, drückten sie nicht. Die Tasten fühlten sich warm an, so als wären sie nicht tot, so als hätten Josies Finger sie eben noch gedrückt, ihnen eine Melodie entlockt. Josie spielte leidenschaftlich gern, was sie spielte war harmonisch, besaß Klang und Gefühl. Sie

spielte nie die großen Meister, nie Mozart, nie Chopin, Josie spielte, und es war, als würde sie erzählen. Ihre Gedanken, Josies Gefühle. Für den Augenblick, für den ihre Finger Melodien aus diesem Klavier entlockten, hörte man aus ihren Gedanken. Für den, der Josie kannte, für Piero, für Reha, für sie war ihre Musik wie eine Erzählung. Einmalig, nicht wiederholbar, es sei denn im Geiste.

„Die Jahre vergingen, ich sag es dir, du wurdest älter, die Schule kam. Aber Josie und ich, wir hätten sicherlich nicht gemerkt, wie die Zeit über uns hinwegsauste, ohne dich. Du warst unsere Uhr, jeder Zentimeter, den du in die Höhe wuchst, zeigte uns, daß die Zeit immer vorwärts läuft, immer weiter, unaufhaltsam.

Aber auf den Zeitraum, den ich eben erwähnte, und der nun ziemlich genau zehn Jahre zurückliegt, komme ich nicht nur deshalb zu sprechen. Ich wollte vielmehr erzählen, daß ich damals öfter an meine Experimente in Belo Horizonte zurückdachte, ich kreiste mit meinen Gedanken wieder um das Phänomen der Zeitabhängigkeit der Magnetronenstrahlen. Aus dem Institut weihte ich sonst niemanden in meine Gedanken ein, mit denen ich mich nun in meiner Freizeit beschäftigte, aber je tiefer ich in die Problematik eindrang, desto besessener wurde ich von der Idee, einen Apparat zu konstruieren, der mit Hilfe dieser Entdeckung ein Reisen durch die Zeit ermöglichte, und sei es auch nur für einen winzigen Augenblick, für ein paar Minuten, ein paar Stunden, einen Tag.

Je klarer das Bild dieser Maschine in mir wurde, desto größer wurden zwar die Schwierigkeiten auf die ich stieß, aber ich widmete ihr einen großen Teil meiner Kraft und arbeitete mit Volldampf.

Nur Josie wußte, was ich machte. Ich versuchte ihr zu erklären, mit welchen Dingen ich meine Zeit verbrachte, ich berichtete ihr von den Versuchen mit dem Thorium in Belo Horizonte, von den Magnetronenstrahlen und von dem Phänomen, daß sich der Charakter der Strahlung mit der Zeit änderte. Und Josie war neugierig: ‚Erzähl mir von deine Magnetronen. Vergiß nicht, ich will mit ins Jahr zweitausend, wenn dein Apparat funktioniert.‘ Sie stand dabei und lächelte wie ein Kind. Ihre Augen leuchteten, sie schauten mich an. Schritte, sie kam auf mich zu, legte ihren Kopf an meine Schulter, schnurrte wie eine Katze. ‚Erzähl, bist du weitergekommen?‘

Aber ich kam und kam nicht weiter. Im Keller des Instituts konnte ich mir ein Labor einrichten. Mir stand Thorium zur Verfügung, ich konnte die Strahlung aufzeichnen und vermessen, sie unter allen möglichen Bedingungen testen, aber mit dem Projekt, eine Zeitmaschine derart zu betreiben, hatte ich keinen Fortschritt. Ich wollte schon aufgeben, ich kümmerte mich schon weniger darum, verbrachte dafür mehr Zeit mit dir und Josie. Aber dann kam der furchtbare Tag.“

„Josie, nicht wahr?“ Reha erhob sich, bewegte sich auf das Klavier zu, langsam, Schritt für Schritt. Piero saß noch immer dort, die Finger über die Tastatur streichend. Dicht neben ihm verhielt sie ihren Gang und kniete sich hin, die Schulter an das Klavier gelehnt.

„Du meinst doch jetzt Josie.“ Ihre Stimme war leise, ihre Worte klar.

Piero und Reha eilten auf die Terrasse, gingen bis ans Geländer vor, blieben stehen. Der Flughafen lag nun unter ihnen, überschaubar, Flugzeuge und Jets. Männer, uniformiert, Mechaniker, es herrschte eine geschäftige Bewegung, ein Hin und Her, Autos mit Blinklicht, uniform wie die Mechaniker.

Jetzt kamen die Passagiere für den Jet, Männer, Frauen, Kinder. Da war Josie, sie drehte sich um, winkte mit dem Arm, ein lachendes Gesicht. Sie rief etwas, ihre Stimme wurde erdrückt von dem Lärm auf dem Platz, Reha konnte sie nicht hören, Piero nicht. Man sah sie rufen, winken. Sie eilte weiter, folgte den übrigen Passagieren, bestieg die Gangway. Noch einmal drehte Josie sich um, noch einmal ein Winken, ein Lachen, dann verschwand sie im Bauch des Fliegers.

„Gehen wir.“ Piero stieß sich vom Geländer ab, sah Reha an. Sie verließen die Terrasse wieder.

„Ich werde den Tag nie vergessen.“ Piero klappte den Deckel des Klaviers herunter, ein dumpfes Geräusch, er drehte sich auf dem Hocker, streckte seine Beine von sich. Reha erhob sich, den Blick durch das Fenster in den nachtschwarzen Garten, das Plätschern des Springbrunnens. Sie setzte sich wieder an den Tisch.

„Der Jet stürzte auf halbem Weg ab, Josie war auf dem Weg nach Belo Horizonte. Wenige Tage zuvor war sie vierzig Jahre alt geworden. Sie wollte ihre Eltern, die alten Mambrettis, besuchen. Wie oft war sie diese Strecke schon geflogen, seit wir in Curitiba wohnten.

Fast zwei Tage dauerte es, bis wir Gewißheit hatten. Josie gehörte nicht zu den Überlebenden. Wir sahen sie nicht wieder, nun waren wir allein, du und ich. Das Klavier ist stumm seit jenem Tag im März 1979, Reha.

Ich nahm nun die Arbeit an meinem Projekt wieder auf, nichts sonst war für mich von solch großer Wichtigkeit, wie die Zeitmaschine. Und durch einen Zufall entdeckte ich das, wonach ich eigentlich immer gesucht hatte, es gelang mir schließlich tatsächlich, die Magnetronenstrahlung so zu verändern, wie es sonst nur die Zeit selbst vermochte. Jetzt mußte ich alles nur noch perfektionieren, ich mußte das Prinzip so verfeinern, daß sich der Zeitschub, der durch die künstliche Veränderung der Magnetronenstrahlen entstand, genau vorausbestimmen ließ. Ich nenne diesen Vorgang die Einstellung der Zeitkoordinaten. Am Anfang ließen sich nur recht große Zeitunterschiede realisieren, bei den ersten Versuchen des fertigen Geräts war er gleich mehrere tausend Jahre groß.

Noch vor einem Jahr konnten die Zeitkoordinaten nicht sehr genau bestimmt werden. Aber vor einem Jahr war es etwa, daß ich erstmals ein Lebewesen in eine andere Zeit versetzte. Ein Versuchskaninchen, es hieß Elisabeth. Wenn der Versuch gelang, dann lebt Elisabeth jetzt im achtzehnten Jahrhundert, hier an dieser Stelle, zu einer Zeit, als es Curitiba noch gar nicht gab.

Ich konnte mit meiner Zeitmaschine nur in die Vergangenheit transferieren, aber das störte mich nicht weiter. An eine Reise ins Jahr zweitausend, von der Josie einmal geträumt hatte, hatte ich gar kein Interesse.“

„Du gehst zu Josie zurück, nicht wahr. Das ist doch deine Geschichte?“ Rehas Augen waren feucht geworden, ihr Blick fiel auf Piero, der träumend noch immer am Klavier saß, mit unveränderter Miene starrte er in das Zimmer vor sich.

„Ich werde dich verlassen, Reha.“ Nun schaute er seiner Tochter in die Augen, las aus ihren Zügen.

„Aber nicht für lange. Der denkwürdige Tag ist der vierte August 1982, also übermorgen. Reha, übermorgen werde ich meine Zeitmaschine einschalten, und mich in das Wirkungsfeld der Magnetronenstrahlen begeben. Und ich werde mich damit in den März 1961 befördern, wenig später werde ich Josie in Belo Horizonte zum erstenmal begegnen.“

Es entstand eine Pause, Piero unterbrach sich, fuhr dann aber fort.

„Manchmal glaubte ich schon, all dies sei nur ein böser Traum. Aber es ist kein Traum. Reha, ich weiß nicht, wie oft ich mich am vierten August dieses Jahres schon zurück transferierte, vielleicht dreimal, vielleicht ein Dutzend mal? Vielleicht eine Million mal? Diese einundzwanzig Jahre, sie sind für mich zu einer immer wiederkehrenden Unendlichkeit geworden. Für mich gibt es keine Zukunft mehr, und keine Vergangenheit, weil alles schon einmal da gewesen ist.

Jedesmal überlege ich mir diesen Schritt, glaub mir, jedesmal erzähle ich dir diese Geschichte, Reha. Mein Leben gehört nun neben Josie. Ich werde übermorgen ins Institut fahren und nicht wiederkommen. Spurlos verschwunden. Vermißt, verschollen. Die Polizei wird wohl ein Verbrechen vermuten und suchen. Aber mein Entschluß wird mir keine Sorgen bereiten.“

Einen Augenblick lang Stille. Reha schien etwas sagen zu wollen, schaute aufgeregt zu Piero.

„Manchesmal war ich überzeugt, daß Josie es durchschaut hätte, unser Magnetronenspiel. Warum sonst konnte sie so sicher sein, daß das Kind, das sie erwartete, ein Mädchen wird, und das wußte sie. Auch ich habe mich mehr als einmal verraten. Ich wußte, welches Fußballspiel Brasilien gewinnen würde, oder Josie erzählte ich versehentlich, was nächsten Tag in der Zeitung stehen würde. Josie hat nie ein Wort gesagt, aber sie muß etwas gespürt haben, tief im Unterbewußtsein.“

Piero stand auf, schweigend stand er da, Atemzug um Atemzug. Reha sah ihn an, nickte mit dem Kopf. Wieder schien sie etwas sagen zu wollen, blieb aber stumm, stützte ihren Kopf dann auf die Arme, versank in Gedanken.

„Es tut mir leid.“ Piero stand noch immer am Klavier, biß sich auf die Unterlippe. Ihm wurde heiß, er schwitzte Perlen auf die Stirn, dann setzte er sich in Bewegung, abrupt und schnell. Er lief aus dem Zimmer, auf den Korridor, hin zur Haustür.

„Ich muß noch die Zeitmaschine einstellen, die Koordinaten für meine Reise berechnen und einstellen. Ich beeile mich.“

Als Reha den Wagen wegfahren hörte, erhob sie sich schwerfällig vom Tisch. Der Motor heulte kurz auf, Kies in der Einfahrt knirschte, dann war es still, nur Rehas Schritte, als sie das leere Glas in die Hand nahm, und auf das Klavier sah.

Dort saß Josie, spielte versunken, ihr Gesicht im Schatten, ihre Hände gewandt, Taste um Taste findend. Reha lief auf sie zu, taumelnd, mit unsicherem Gang, Josie brach das Spiel ab, drehte sich um, ihre Augen strahlten liebevoll, die Arme gespreizt, Reha lief an das Herz ihrer Mutter.

„Du mußt doch nicht weinen, Reha. Nein, mußt du nicht. Piero kommt gleich zurück, er bleibt nicht lange fort, und dann spielt er noch mit der kleinen Reha, und dann bringt er sie ins Bett.“

Draußen knirschte der Kies, dann war es still.

Till Braven

Loopings sind manchmal ungesund

„Schuhkrem, Heftpflaster, Radiergummis, Klopapier...“ Der blonde Hüne rappelte seinen Spruch. Der Mann war bestimmt sechs Fuß hoch, seine blauen Augen schauten wach, seine Lippen spielten in dem kantigen Gesicht, seine langen Arme hingen abwartend von den breiten Schultern hinab zu den schmalen Hüften, und streiften baumelnd die muskulösen Beine des Mannes.

„Haben Sie nicht das Schild hier an der Tür gesehen? Hausieren verboten steht da!“ Die dicke Frau, die gerade ihre Hände in einer Falte der Schürze abtrocknete, tobte.

„Ich werde Ihnen Beine machen!“ Sie brüllte. Drohend erhob sie ihre wuchtige Hand. Der blonde Hüne erschrak, setzte einen Schritt zurück, und hatte die alte Treppe hinter sich vergessen. Polternd flog er runter.

„He,“ sagte er erbleicht, „schauen Sie sich einmal meine Personenbeschreibung an, ich soll der Held der Story werden, und nicht Sie.“

„Ich heiße nicht Till Braven!“ Die Tür knallte zu.

Till Braven

Der alte Mann und die Erde

Der feuerrote Ball der Sonne stieg rasch, die Farbe des Himmelbogens begann sich schon in ein zartes blau zu verwandeln, die Sterne verblaßten allmählich. Die ersten wärmenden Strahlen kamen über die Gipfel über das Tal und erfaßten den Hang, der langsam aufwachte, und zu leben begann.

Hier saß der Mann auf einem Stein, aufgestützt auf beide Arme, die Ellbogen im Schoß. Die grünen Augen in seinem braunen, wettergegerbten Gesicht voller Furchen ließen den Blick langsam über das Tal gleiten.

Da zogen also die Wolken über ihn hinweg, vom Wind getrieben, und da stand der Alte auf, streckte sich, und gähnte. Und setzte sich wieder.

Und die Erde begann zu ihm zu sprechen: „Siehst du, hier sitzt du jetzt und ruhst dich aus. Du schaust über dieses Tal hier, über den Teil von mir, auf dem deine Heimat steht, auf dem einst deine Wiege ihren gewohnten Platz hatte. Siehst du, du bist ein Teil von mir, dadurch, daß du lebst. Jeden deiner Schritte spüre ich, und magst du in der Menge auch untergehen, in der Gesellschaft verschwindend klein erscheinen, ich hab dir Halt gegeben bei all deinen Schritten. Ich war immer unter dir, ich bin...deine Erde...“

Die Erde hatte aufgehört zu sprechen, und der Alte stand da. Er grübelte. Dann drehte er sich um und ging los. Eine ganze Weile später hielt er inne und murmelte, sein Zeigefinger tippte dabei an die Stirn.

„I think she's crazy, oh, isn't she.“

Till Braven

Hella

Wir gingen in leichtem Regen die Straße hinab auf das Gasthaus zu, und wir waren schon merklich von dem belebteren Teil der Straße in den offensichtlich ruhigeren gekommen.

„Es ist nicht mehr weit.“ sagte Erich. Wir gingen nebeneinander her, und im Grunde war es schon erstaunlich, daß er sich zu Wort meldete. Eigentlich schritten wir ohne viele Worte zu wechseln die Straße ab. Ich hatte von Erich schon gehört, gekannt habe ich ihn vor einer halben Stunde noch nicht. Das einzig verbindende zwischen uns bildete eine alte Freundin meiner Schwester, die wir nun aufsuchen wollten, und die, sofern ich dies beurteilen konnte, Erichs Bekannte war. Zwar hatte ich keinen Einblick in seine Beziehung zu jener Hella, doch war es meine Annahme, mit ihrem Gefährten die Straße abzuschreiten.

Erich hatte mich vom Bahnhof abgeholt, und sogleich gesagt: „Also gehn wir. Hella erwartet uns.“ Dies war, abgesehen von der Bemerkung, daß es nicht mehr weit sei, der erste und bislang einzige Satz, den er mir sagte.

Nun tauchte das Gasthaus vor uns auf, es war hell beleuchtet, mit einem großen Parkplatz vorm Haus, der nahezu leer im Regen lag. Erich legte am Eingang seinen Arm an meinen Rücken, und drückte mich ins Innere. „Komm, hier ist es warm und trocken.“ Er öffnete gleich die Tür zum links vom Flur abgehenden Schankraum und nahm nun seine Mütze in die Hand. Im Innern waren die meisten Tische besetzt, zumeist saßen Männer dort, die nach der Arbeit hier erstmal ein Bier tranken und vielleicht auch ein Brot mit Leberwurst oder Schinken aßen. Es war ziemlich laut, uns erreichte der Schall verschiedener Unterhaltungen.

„Setzen wir uns hier zu.“ sagte Erich. „Komm, zieh deine Jacke aus, damit sie trocknet.“ Er lotste mich an einen der Tische, an dem noch zwei Stühle unbesetzt waren. Ich stellte meine Reisetasche ab, und Erich hängte meine Jacke zusammen mit seiner an einen Garderobenständer. Ich setzte mich, und blickte mich um. Die Männer am Tisch beachteten mich kaum, führten, ohne ihre Runde durch mich gestört zu sehen, ihre Unterhaltung fort. Erich kehrte zurück und stellte sich neben den Tisch, beugte sich halb über ihn.

„Na, wie geht's Willi!“ - „Hallo Claude, na sieht man dich auch mal wieder hier! Hast dich ja lange nicht mehr blicken lassen!“ - „Hat das geklappt, Peter? Ja? Alles klar? Na ja, war ja auch kein Problem. Weißt ja, immer den Erich fragen, dann kriegen wir sowas schon geregelt.“

Ich nahm nicht weiter an der Unterhaltung Erichs an diesem Tisch teil, sondern betrachtete das Leben in der Kneipe. Mir kam es vor, als würden an allen Tischen dieselben Männer sitzen, als könne Erich jene eben ausgesprochenen Sätze ebensogut an einem der anderen Tische von sich geben. Hinter dem Tresen stand ein Mann von im ersten Moment derselben Art, wie die Gäste. Er hantierte mit Biergläsern am Zapfhahn herum und redete zwischendurch mit den Leuten, die direkt am Schanktisch Platz genommen hatten. Außerdem fiel mir eine jüngere Frau auf, die mit einem Tablett in der Hand zwischen den Tischen unterwegs war, und so für den Getränkenachschub der Durstigen sorgte. Diese Frau mußte Hella sein.

Ich hatte von Hella durch meine Schwester erfahren. Eine alte Freundin von ihr. Als ich mich zu dieser Reise entschlossen hatte, erzählte mir meine Schwester von ihrer Freundin Hella, die in dieser Stadt in diesem Gasthaus arbeiten würde, und mir sicherlich bei der Weiterreise von hier aus behilflich sein könnte. So schrieb sie ihr, und Hella wollte mich für die Nacht aufnehmen.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe Hella an unseren Tisch kam. Jedenfalls kam es mir ewig lange vor. Ich hatte eine Zigarette geraucht und der Stummel lag nun schon im Aschenbecher. Ich hatte mich weiterhin im Raum umgesehen, und mir die Gesellschaft genau betrachtet. Die Falten in den Gesichtern, die brennenden Zigaretten zwischen den Fingern. Erich stand noch immer neben dem Tisch und unterhielt sich.

Dann trat Hella zu uns. „Du bist bestimmt der Bruder von Ulrike.“ fragte sie und ich nickte. Erich drehte sich in diesem Moment um, legte seine Arme auf ihre Schultern und küßte sie am Hals. „Du hast doch bestimmt Hunger. Soll ich dir schnell was zu essen bringen?“ Sie lächelte mich freundlich an, während Erich sie immer noch an sich drückte. Ich sah sie lächeln, und dieses Lachen auf ihrem Gesicht nahm mir etwas von der Fremde, galt es nun einem Gast, oder dem Bruder von Ulrike.

„Ja.“ antwortete ich. „Ein bißchen zu essen. Warum nicht.“ „So, ich hätte gern ein Bier, und unser Freund sicherlich auch.“ Nach dieser Bestellung klopfte Erich ihr mit der flachen Hand auf den Po und schob sie Richtung Theke. Dann setzte er sich auf den Stuhl neben mich.

„Mach dir wegen der Bezahlung hier heute abend keine Sorgen. Das geht sowieso alles auf meine Rechnung. Kein Problem.“ Nun saß er und schaute Hella hinterher, wie sie sich ihren Weg an den Schanktisch suchte, und sagte, den Kopf von mir weggedreht: „Das ist eine Frau! Ich kann dir sagen, das ist eine Frau...“

Ich zündete mir eine weitere Zigarette an, und dachte nun daran, wie der heutige Abend wohl noch verlaufen würde, und wie erst recht meine Reise weitergehen könnte. Erich vertiefte sich wieder in ein Gespräch mit seinem Tischnachbarn, und ich glaubte, er tat dies, weil es ihm nicht zu gelingen schien, mit mir eine Unterhaltung zu beginnen. Aber ich war müde und der Zigarettenqualm im Raum drückte auf meine Augen. Ich versuchte in dieser Situation abzuschalten und dachte somit nicht weiter über ihn nach.

Dann bekamen wir unser Bier. Hella stellte jedem ein frisch gefülltes Glas auf den Tisch. „Zu essen bekommst du gleich. Einen Moment dauert’s nur noch.“ Und sie sagte: „Rück mal ein Stück, dann kann ich mich kurz setzen.“ Ich rutschte soweit es ging an das äußere Ende des Stuhls, um Hella so zu ermöglichen, sich auf der Kante hinzusetzen.

„Schön, daß ich dich auch mal kennenlernen.“ Sie lächelte wieder und schaute fest in meine Augen. „Ja, Ulrikes Bruder. Weißt du, vom Erzählen her kenne ich dich seit Jahren schon. Und auf einmal sitzt du hier. Das ist doch toll! - Ach, ich hab mich auch gefreut, von Ulrike wieder zu hören. Der Brief von ihr, weil du hier durchkommst. Unsere Verbindung war schon nicht mehr so intensiv in letzter Zeit, das hatte nachgelassen. Wie geht es ihr?“

„Sie bekommt im März ihr zweites Kind. Hat sie das nicht geschrieben?“ antwortete ich.

„Sie hat nicht viel geschrieben.“ Dann blickte sie auf, tippte kurz an meine Schulter, und erhob sich wieder. „Bis gleich!“

Sie hastete schnell an einen anderen Tisch, von wo aus man sie gerufen hatte, und ich nahm das Bier vor mir und trank. Ich schaute ihr nach, und so sah ich, daß auch dort ein Mann auf ihren Po schlug. Sie lachte dabei kurz auf.

Ich hatte das Bier etwa zur Hälfte leer getrunken, als Hella mit einem großen Holzteller und belegte Broten darauf wieder neben mich trat. „Guten Appetit. Falls es nicht reichen sollte, sagst du es mir, ja!“ Sie stellte den Teller vor mich, und ich begann zu essen.

Ich hatte schon einiges verspeist, als Erich sich erhob, und den Rest aus seinem Bierglas schluckte. Mir gegenüber standen ebenfalls zwei Männer auf. Erich drehte sich mir zu und sagte: „Ja. Dann weiterhin gute Reise. Und grüß nach deiner Rückkehr Ulrike von mir. Unbekannterweise. Aber nicht vergessen. Ich muß mich jetzt auf den Weg machen. Einen schönen Abend noch.“ Ich kaute und nickte. Er klopfte nebenbei mit der Hand auf das Holz des Tisches, schaute sich nach Hella um, winkte ihr zu, zeigte ihr, daß er gehen würde, und rief noch ein „Bis morgen!“ durch den Raum. Dann verließen die drei Männer die Schänke.

An dem Tisch saßen nun noch zwei Männer, die untereinander vertieft waren, und ich aß mein Abendbrot weiter. Auf dem Parkplatz erklang das Dröhnen eines Automotors, das sich langsam leiser werdend entfernte. Die Tür öffnete sich, neue Gäste betraten den Raum, an einem Nebentisch standen einige Männer auf, und gingen ebenfalls.

Nach einiger Zeit setzte sich Hella an den Tisch zu mir, ein neues Glas Bier in der Hand. „Spendiert vom Wirt. Ich habe ihm erzählt, daß du der Bruder einer guten Freundin bist, und als Chef des Hauses möchte er da nicht kleinlich wirken.“ Sie schaute mich an, lächelte, und ich betrachtete zum erstenmal genau ihr Gesicht. Ich wußte nicht genau, wie alt Hella war, nahm aber an, daß sie etwa so alt sein könnte, ja müßte, wie meine Schwester. Die Haut in ihrem Gesicht zeigte noch keine Falten, sie wirkte glatt und ein kleinwenig fettig, dabei glänzte sie rötlich. Hella hatte blaue Augen, und ihr Haar reichte bis über ihre Schultern.

„Ja, übrigens,“ fuhr sie nun fort und legte ihre Hand leicht auf meine Schulter, „dort drüben, das ist Anton.“ Sie deutete durch Kopfnicken auf einen Mann, der an einem Fensterplatz allein mit einem Glas Platz genommen hatte und versunken schien. „Anton kann dich morgen mitnehmen. Er fährt früh um sieben in die Gegend, die auch dein Ziel ist. Na, was hältst du davon?“

„Das ist gut. Sehr schön.“ antwortete ich.

„Gut, dann sage ich ihm Bescheid, so daß er dich morgen früh abholen wird. Er fährt hier in der Nähe los, also kein Problem, dich einsteigen zu lassen.“

Hella erhob sich daraufhin, wollte in die Richtung zu diesem Anton gehen, blieb aber dann noch einen Moment neben mir stehen, und beugte sich nah über meinen Rücken. „Bist du müde?“ fragte sie leise. „Soll ich dir schon mein Zimmer oben zeigen?“ Ich drehte mich ihr zu, überlegte etwas, lächelte sie nun meinerseits an. „Ich will keine Umstände machen.“ sagte ich. „Du sollst durch mich keine Arbeit haben. Ich will dich in deinem Zimmer auch nicht stören.“ Hella lachte. „Also, wie stellst du dir das denn vor. Du störst mich nicht. Nun. Willst du schon auf mein Zimmer gehen, oder nicht?“

„Nein, ich bleibe noch etwas sitzen.“ antwortete ich ihr.

Sie entfernte sich nun zu diesem Anton, sprach eine zeitlang mit ihm, und an seinem zustimmenden Nicken, als er kurz zu mir herüberschaute, erkannte ich schon, daß er mich mitnehmen würde.

Ich versank nun in Gedanken an meine Reise. Ich sah wieder die Moorlandschaft vor mir, die ich nun bald zwanzig Jahre nicht mehr gesehen hatte. An einem kleinen Flußlauf lag das Haus, in dem meine Schwester und ich aufgewachsen waren. Es handelte sich um ein bescheidenes Flößchen, und doch war uns das Wasser damals als riesiger Strom erschienen. Riesig wohl in erster Linie deshalb, weil unser Strom für uns eine unüberwindliche Grenze bildete. Zu überqueren nur über die Brücke, und die lag ein ganzes Stück unterhalb unseres Hauses. Als wir Kinder waren, galt es als eines der größten Abenteuer für uns, zur Brücke zu gehen, sie zu kreuzen, und auf der gegenüberliegenden Seite des Laufs zurückzuspazieren, bis wir unser Haus wieder vor uns sahen. Nun lag der Fluß zwischen uns und unserem Zuhause. Dadurch waren wir weiter von dort entfernt, als uns das Auge weismachen wollte.

Oft saßen wir lange dort am Ufer, die Beine häufig im Wasser. Wir sahen durch die offene Tür des Hintereingangs in die Küche. Manchmal hantierte dort unsere Mutter, und wir sahen sie wie eine Person im Film in ihrer Kulisse. Oder sie saß im Sommer vor der Küchentür im Freien auf einem Stuhl, den sie sich mit aus der Küche hinausgenommen hatte. Wir schauten nach unserem Hund, oder der Katze, und der Hund kam dann nicht selten, wenn wir ihn riefen, zu uns herübergeschwommen.

Mein Vater betrieb in diesem Haus eine Werkstatt für landwirtschaftliche Maschinen, und so hatten wir zuhause auch häufig Besuch von Bauern aus der Gegend. Meine Mutter ließ all diese Leute in unsere Küche treten, und sie bekamen dort eine Tasse Kaffee, während mein Vater mit ihnen abrechnete oder sich ihre Schwierigkeiten anhörte. Später gab mein Vater diese Werkstatt dort auf. Eine finanziell interessantere

Stelle lockte ihn in die Stadt, und unsere Familie verließ diese Welt am kleinen Fluß. Seitdem war ich nicht mehr dort.

„So, das Schlimmste wäre geschafft.“ Hella weckte mich aus meinen Gedanken. Sie hatte sich mit einem Bier neben mich gesetzt. „Der größte Betrieb heute abend ist vorbei. Wenn du willst, können wir schon zu mir raufgehen. Der Wirt wird mir für den Rest des Abends bestimmt freigeben. Und du mußt ja früh aufstehen. Früher jedenfalls, als ich gewöhnlich aus dem Bett muß. Bei mir dort oben können wir uns auch viel besser unterhalten, als hier in der Stube. Ich will doch alles hören, was du mir über Ulrike erzählen kannst.“ Sie trank einen großen Schluck Bier, atmete sehr tief und hörbar durch, und legte schließlich ihren Kopf in den aufgestützten rechten Arm.

„Also. Dann komm mit.“ Hella erhob sich, und ich trank den letzten, schon warmgewordenen, Schluck aus meinem Glas, fingerte nach dem Trageriemen meiner Tasche, nahm ihn in die Hand und stand vom Stuhl auf.

„Ja, laß uns gehen.“ sagte ich schnell zu ihr, und schaute mich suchend nach meiner Jacke um. Mit ein paar raschen Schritten holte ich sie vom Garderobenständer und warf sie über die Schulter. Hella wartete am Tresen auf mich.

„Sag mal, hast du denn Bedenken, mit in meinem Zimmer zu schlafen?“ fragte sie mit ruhiger Stimme. „Aber nein. Ich finde das interessant.“ sagte ich, und schaute ihr fest in die Augen.

Hella ging vor, und wir verließen den Schankraum durch eine Tür hinter der Theke. Vor uns lag nun ein dunkles Treppenhaus, eine hölzerne Treppe führte nach oben. Im Vorbeigehen knipste sie an einem Schalter das Licht an, und ich erkannte einen Gang im oberen Stockwerk, von dem mehrere Türen abgingen. Die Treppe knarrte unter unseren Schritten, und durch das helle Klopfen, das Hellas Absätze auf dem Holz verursachten, merkte ich, daß sie Schuhe mit halbhoher Hacken trug. Sie öffnete eine der vorderen Türen und blieb davor stehen.

„Hier also ist mein Zimmer. Geh schon rein und versuch es dir bequem zu machen. Ich gehe nochmal kurz runter. Ich hab nämlich dem Wirt noch mit keinem Wort erzählt, daß er mich heute nicht mehr zu Gesicht bekommt. Also, bis gleich.“

Ich trat in das Zimmer, und Hella drehte sich um, und schritt die Treppe noch einmal abwärts. Im Zimmer war es dunkel. Das Fenster zeigte nach vorne hinaus, die helle Leuchtreklame vorm Gasthaus schien durch die Gardine ins Zimmer und gab etwas Licht. Ich schloß die Tür hinter mir und orientierte mich. Gleich neben der Tür stand eine kleine Kommode, daran anschließend befand sich das Bett. Hinter dem Bett, schon halbwegs am Fenster, stand ein Tisch mit einem Deckchen darauf, darum Stühle, wie es sie auch unten in der Wirtschaft gab. An der gegenüberliegenden Wand schließlich ein wuchtiger Schrank.

Ich legte meine Tasche hinter der Tür ab, warf meine Jacke darauf, und nahm mir eine Zigarette in die Hand. Bevor ich sie ansteckte, blickte ich mich nach einem Aschenbecher um und entdeckte einen auf dem Tisch beim Fenster. Ich ergriff ihn und setzte mich auf's Bett.

Vor dem Haus entstand Lärm. Einige durcheinander rufende Männerstimmen drangen schwach ins Zimmer. Dann war es wieder ruhig. Auch Geräusche aus dem

Schankraum konnte ich hier oben nicht hören. Ich vernahm dann wieder das Tackern der Absätze auf der Treppe, Schritte, die deutlich auf die Tür zuliefen. So trat Hella ein.

„Warum machst du kein Licht?“ Sie ging gleich durch zum Fenster und zog Vorhänge vor die Gardine. Das Licht der Leuchtreklame schimmerte aber immer noch schwach ins Zimmer. Einen Moment verhielt sie am Fenster, den Rücken zum Vorhang, und schaute in den dämmrig erleuchteten Raum. Ich zog an meiner Zigarette, die Glut erstrahlte rötlich, und ich blies den Rauch zur Decke.

„Hoffentlich stört es dich nicht, wenn ich noch rauche.“ sagte ich leise. „Es stört mich nicht.“ antwortete sie kurz. Dann ging sie auf mich zu, streifte ihre Schuhe ab und schaltete am Bett eine Lampe an.

„Nun erzähl mir von Ulrike.“ sagte sie, und setzte sich neben mich auf's Bett.

„Was soll ich erzählen. Seit sie geheiratet hat, kümmern wir uns weniger umeinander.“

„Kennst du den Franz, ihren Mann?“

„Ja.“

„Und. Was denkst du von ihm?“

„Ach, ich halte nicht viel von ihm. Er ist mir nicht sonderlich sympathisch. Was ist er schon für ein Kerl. Er klopft große Sprüche, ja, das kann er. Aber er versteht doch nicht mit ihr zu leben. Du solltest mal sehen, was aus ihr geworden ist, inzwischen, was von ihr noch übrig geblieben ist.“

„Sie waren mal hier im Gasthaus. Ich kenne also den Franz, habe ihn zumindest mal kurz zu Gesicht bekommen. Ja, sie waren kurz hier. Aber auch das ist schon etwas her, zwei Jahre, denke ich. Auch damals war Ulrike gerade schwanger, die anderen Umstände nicht mehr zu übersehen.“

Ich drückte meine Zigarette im Aschenbecher aus, stellte ihn auf dem Nachttisch ab, und ließ mich rückwärts auf's Bett fallen. Meinen Kopf lehnte ich dabei an die Wand.

„Und nun willst du noch einmal zurück in das Moor, und zu eurem damaligen Haus. Steht es denn noch?“ fragte sie. Dadurch, daß ich mich an die Wand gelehnt hatte, drehte Hella sich nun zu mir um. Sie legte dabei ihre Beine über meine, blieb aber ansonsten aufrecht sitzen.

„Sag mal, ist Erich dein Freund?“ fragte ich sie nun. „Ich meine, seid ihr so richtig fest befreundet, oder wie man das nennen mag?“

„Ja, warum fragst du das?“

„Schläfst du mit ihm?“

„Ja, natürlich. Warum fragst du danach?“

„Und was denkt er darüber, daß ich diese Nacht bei dir bleibe?“

„Was soll er schon großartig denken. Außerdem frage ich mich solche Dinge nicht. Es geht ihn nichts an, denke ich.“

Hella legte sich nun, so wie ich, quer auf ihr Bett, sie drehte sich dabei auf den Bauch, stützte ihren Kopf in beide Arme und schaute mir nun aus geringer Entfernung direkt in die Augen. Sie lächelte. „Ich hab dich gefragt, ob das Haus noch steht.“

„Ich weiß es nicht. Es interessiert mich auch nicht so sehr, wie du vielleicht denken magst. Ich will nur in die Landschaft, will sehen, was für mich darin von früher geblieben ist.“ Dann fragte ich Hella nach einer kleinen Pause: „Warst du eigentlich einmal dort, kennst du Ulrike schon seit damals, kennst du das Haus, den Fluß dahinter, unsere Haustiere, wie sie damals bei uns lebten, die Werkstatt des Vaters?“

„Nein, solange kennen wir uns noch nicht. Ich traf Ulrike zum erstenmal, kurz nachdem ihr in die Stadt gezogen ward. Aber sie hat viel erzählt von dort, vom Moor, vom Fluß, von der fast baumlosen Landschaft, von den hohen Gräsern am Ufer. Ich habe auch Fotos gesehen. Ja, so kenne ich euer Haus, von Fotos und Ulrikes Erzählungen. Das ist es, was ich darüber weiß.“

„Hättest du nicht Lust, mit mir zu gehen.“

„Ja, hätt ich.“ Sie lachte kurz auf, und anschließend war es einen Augenblick still. Nur von der Straße drangen Laute ins Zimmer, wenn dort ein Auto vorüberfuhr, aber das kam nicht oft vor.

„Aber es wird kaum gehen, meine ich.“ sagte sie dann.

„Bist du so alt, wie sie?“

„Ja, bin ich, ungefähr jedenfalls.“

„Dann bist auch du drei Jahre älter als ich.“

„Drei Jahre? Oder vier? Was soll's. Dann ist es so.“

Hella stand nun auf und trat an das Fenster. Sie schob die Vorhänge einen Spalt breit zur Seite, gerade soviel, daß sie hindurch sehen konnte, und blickte nach draußen. „Abends ist hier nichts los. Nur diese Kneipe eben, sonst nichts mehr.“ murmelte sie.

„Arbeitest du gern in diesem Laden?“

„Arbeitest du gern in diesem Laden!“ Sie lachte höhnisch. „Du hast die Wirtschaft dort unten gesehen, du kannst dir doch ein Bild von meiner Arbeit machen, ein so gutes jedenfalls, daß du verstehen solltest, wie befriedigend es sein dürfte, Dutzenden von Männern täglich Bier und Stullen zu servieren. Ich komme zwar mit allen Leuten hier gut aus, mit dem Wirt, mit den Gästen. Aber ich bitte dich.“

Hella schaute noch einen Moment aus dem Fenster. In größeren Abständen hörte man Autos vorbeifahren, und Hella schaute ihnen nach, drehte den Kopf in die jeweilige Richtung, in die sie fuhren, und schaute ihnen hinterher.

„Wir wollen langsam schlafen, denke ich.“ sagte sie dann leise und langsam, und sie schloß die Vorhänge wieder und trat einige Schritte vom Fenster weg. „Wir werden morgen früh schon rechtzeitig wach, wirst sehen, einen Wecker benötigen wir nicht.“

Damit begann sie sich zu entkleiden, sie warf die abgelegten Kleidungsstücke auf einen der Stühle beim Tisch. Als sie nackt war, trat sie vor das Bett und lächelte. „Jetzt solltest du dich auch ausziehen, oder was glaubst du.“ meinte sie.

Ich erhob mich, ging an ihr vorbei, und sie schlang ihre Arme um meinen Hals. Kurz. Dann ließ sie mich wieder los, und legte sich unter die Decke zu Bett. Wie sie, warf ich meine Kleidung auf einen der Stühle und folgte ihr unter die Bettdecke.

„Mach das Licht aus, ja.“ flüsterte sie. Ich suchte den Schalter an der Lampe und knipste es aus.

„Schläfst du auch manchmal mit Gästen von da unten? fragte ich, nachdem es eine ganze Weile still gewesen war.

„Junge, du fragst reichlich viel. Und reichlich vorlaut. Was glaubst du denn. Schau dich einmal um, denke ein wenig nach, und beantworte dir die Frage selbst.“

Wieder war es eine lange Weile still, und ich lag in dem Bett und schaute zur Decke, und es kehrten die Gedanken wieder, an die Brücke und an das Haus und an den Hund, wie er durch den Fluß zu uns auf's andere Ufer schwamm.

„Nimm mich doch in den Arm.“ hörte ich Hella dann leise. Und ich führte meinen Arm unter ihrem Hals durch und ergriff ihre Schulter. Sie drehte sich zu mir hin auf die Seite, und ich fühlte ihren warmen Körper, wie er sich an mich schmiegte, und ich fühlte ihre Brust, wie sie meine Haut berührte.

Es war Lärm auf der Straße, der uns weckte. Jemand stand unten auf dem Platz vor dem Haus und rief etwas hinauf. Hella richtete sich auf, verließ das Bett, und ging ans Fenster. Es war schon nicht mehr ganz dunkel, schwaches Tageslicht drang durch den Stoff vor den Scheiben, eine matte, aber weiche Helligkeit verbreitend, angenehmer, als der bläuliche Schein der Reklame abends.

Hella öffnete das Fenster und neigte sich hinaus, ihren Oberkörper mit den Vorhängen bedeckend. „Was ist los.“ rief sie nach unten.

Dort rief jemand zurück. „Was soll schon sein!“ Und Hella lachte. Sie schloß das Fenster wieder, und stand da mit einem weichen Lächeln vor den Vorhängen.

„Wir können noch ein wenig schlafen.“ sagte sie wieder leise.

„Ja, Hella. Wir können wohl noch ein kleines Stückchen schlafen.“ sagte ich. „Aber ich bin gar nicht mehr müde. Und weißt du, wie schön du bist. Ja, jetzt sehe ich es ganz genau. Du bist schön, wie du da stehst, ohne was an. Und weißt du was? Ich fahre gleich ins Moor, und ich gehe an den Platz, an dem ich Kind war. Vielleicht steigt noch wie damals hellgrauer Rauch aus dem Schornstein. Vielleicht steht der alten Pflaumenbaum noch vorm Haus, den Vater damals schon immer mal umhauen wollte, es aber dann doch nie tat. Vielleicht läuft eine Katze durch das hohe Gras, so wie bei uns damals. Und ich werde ans Ufer gehen und mich ganz genau umsehen, und ich werde zur alten Brücke schau, ob sie noch dasteht wie früher, ein ganzes Stück vom Haus entfernt. Vielleicht werde ich rufen, so wie ich als Kind meine Mutter oder nach Ulrike gerufen habe. Mag sein, daß dann hinter dem Haus die Tür aufgeht, und jemand heraustritt, als wären wir noch dort. Ja, ich weiß nicht, was ich genau machen werde, vielleicht gehe ich schnurstracks durch zum Fluß, vielleicht steht ja auch nichts mehr dort. Aber eins weiß ich genau. Ich werde in dem Moment, in dem ich das Ufer erreiche, an dich denken. An dich, Hella, wie schön du bist, und an alles hier heute nacht. Und ich werde hinüberschwimmen. Weißt du, daß ich nie hinübergeschwommen bin, noch nie geschwommen bin, durch den Fluß, zum anderen Ufer, zu dem Land auf der anderen Seite. Ich werde hinüberschwimmen und daran denken, wie du bist. Ganz sicher werde ich das. Und vielleicht denkst du dann ja auch an mich. Ach, du brauchst ja nicht immer an mich zu denken, nur ab und zu mal, nur, daß du es nicht vergißt. Ach ja, es gibt so viele Sachen zu tun, aber es wäre schön, weißt du. Für mich wäre es schön, hörst du.“

Till Braven

Gutenachtgeschichte

Der Raum war lang und schmal, ein düsterer Schlauch, und jetzt, mitten in der Nacht, gab nur eine schwache Lampe etwas funzeliges Licht. Dabei tauchte ihr Schein die Umgebung in ein mattgelbes Leben, so als brenne eine Kerze. Aber er riß auch tiefe, lange Schatten in schmutzigem Grau. Es roch nach altem Staub, und es zog kalt vom Fenster. Das Zimmer ist ungemütlich, dachte er. Und er wußte, daß sie es ganz ähnlich empfand. Irgendwie unheimlich, diese vier Wände. Sie hatten etwas von dem Charme der Gruselgeschichten, Spuk und Hokuspokus und Gespenster zur Geisterstunde.

„Ist doch klar, du schläfst dort, und ich schlafe hier.“ sagte sie und blickte dabei kurz in seine Richtung, und dann schaute sie ihn nicht mehr an.

Der Raum beherbergte zwei Betten, beide so groß, daß man gut und gerne zu zweit darin liegen könnte. Das eine Bett stand beim Fenster. Es war jenes, welches sie mit dem Wörtchen dort angab. Das zweite befand sich an der hinteren Wand des Zimmers, aus einem Schrank heruntergeklappt war dieses Bett. Es wirkte verborgener wegen seiner Lage an der hinteren Wand, und weil es aus dem Schrank herausgeklappt war. Hier döste man abgeschiedener, etwas herausgelöst aus der Unheimlichkeit des Zimmers, nicht mitten in ihm, wie dort im Bett. Hier wollte sie sich schlafen legen.

Sie hatte begonnen, in ihrem Gepäck nach der Tasche mit der Seife und der Zahnbürste zu suchen, deshalb schaute sie ihn jetzt nicht mehr an.

„Wir können doch auch in diesem einen Bett hier schlafen.“ bemerkte er und fuhr fort: „Wegen der alptraumhaften Schrecklichkeit des Zimmers. Wie wär's, wenn wir uns deshalb zusammenlegen. So wie Kinder das tun würden, in fremder Umgebung.“ Und dazu dachte er: man könnte sich vielleicht in den Arm nehmen, beim Einschlafen. Aber so etwas sagte er nicht.

„Ja?“ fragte sie lächelnd und setzte sich daraufhin ganz nachdenklich auf die Couch zwischen den Liegen. Ihr Lächeln hatte ihm gefallen, aber als sie dann gedankenvoll im Sitz versank und sogar nicht einmal mehr ihre Zahnbürste weitersuchte, da dachte er schon nicht mehr daran. Daran, daß man sich vielleicht in den Arm nehmen könnte, an das Einkuscheln in die Wärme, an das Schmiegen der Wangen in ihrer Weichheit.

„Brauchen wir ja nicht, wenn dir das zu nah ist.“ sagte er. Aber das mit den weichen Wangen erzählte er ihr nicht.

„Nein, wir versuchen das erstmal so.“ sagte sie. „Erstmal versuchen wir das so, ich hier und du dort.“

Inzwischen hatte sie ihr Waschzeug aus dem Gepäck hervorgeholt und begab sich aus dem Zimmer. Er wartete sitzend und sein Blick fiel über das Bett, in welches er sich in Kürze legen würde, er musterte die Wolldecke, in ein Laken geschlagen, streifte die Fensterfront, von der es kalt zog, daß man es noch an dem Platz spürte, an dem er saß.

Möglicherweise würde er auch frieren in der Nacht, überlegte er. Nicht nur, weil er die Zugluft über das Bett streichen spürte, auch wegen der schaurigen Hülle dieses Schlafgemachs, greulich romantisch. Gut, daß sie da war. Da merkt man erst, wie wichtig es doch ist, nicht allein zu sein. Erst recht nicht in solchen Örtlichkeiten.

Nun war sie wieder aufgetaucht und schickte sich an, unter die Decke des Bettes zu schlüpfen, welches sie sich ausgesucht hatte.

„Ich glaube, es ist gar nicht so schlimm.“ bemerkte sie kurz darauf. „Die Matratze ist gut. Man liegt richtig bequem. Und warm ist es auch. Unter der Decke zumindest. Unter der Decke ist es sogar warm.“

Schließlich verließ er das Zimmer in Richtung Toilette. Auf dem Weg, und während er sich am Tagesende wusch, wanderten seine Gedanken in die tiefe Nacht, die bevorstand. Das Zimmer völlig dunkel. Auch die kleine Lampe würde ja nicht mehr leuchten. Zwei Betten, so weit voneinander entfernt, daß man sich nicht einmal die Hände würde reichen können. Wenn man sich rollen würde, niemand könnte seicht mit seiner Atmosphäre stoppen, kein Schutzschild aus Gegenseitigkeit.

Als er zurückkam, lag sie tief in die Decken eingehüllt. Bevor er nun das Licht ausschaltete, um sich blind den Weg zu seiner Ruhestätte zu suchen, hielt er neben ihrem Bett inne.

„Gute Nacht.“ sagte er. Dann neigte er sich zu ihrem Gesicht hinunter, welches sie ins Kissen drückte, und fuhr mit zwei Fingern streichelnd über ihre Wange. Sie rührte sich nicht, aber ihre Augen folgten ihm wach. „Schlaf gut.“ sagte er noch, dann verschwand er in die entfernte Ecke.

Als er lag, war es eine ganze Weile still im Zimmer. Er schloß die Augen. Das Zimmer blieb. Der langgestreckte Raum, düster, und es roch nach altem Staub, leicht angemodert. Er hatte sich die Füße kalt gelaufen, barfuß auf dem Weg zur Toilette, und jetzt spürte er sie wie schwere Klumpen.

„Schlaf gut!“ sagte sie da in die Finsternis hinein, aus der anderen Ecke des Zimmers.

„Ja.“ stimmte er ihr zu. „Du auch. Ja, natürlich, du auch.“ antwortete er.

Dann blieb es erneut lautlos. Vielleicht hätte er sich bei anderem Wetter ja in viel besserer Stimmung auf der Matratze niedergelassen, aber nun war der Tag dieses gewesen, und dazu hatte es naßkalt genieselt. Kein praller Sonnenschein, dessen Wärme sich in die Knochen fortpflanzen würde, nur grau in grau.

Und dazu dieses Zimmer. Da wünschte er sich, er wäre schon zuhause. Dort wartete sein eigenes Bett. Das verzieh ihm jede Laune und die Kissen kannten seinen Duft. Darin konnte man allein sein, den Kopf auf die eigene Schulter legen, und wurde

trotzdem von Geborgenheit umworben. Gedanken konnte man nachsteigen, ohne daß ein Zimmer auftauchte, lang wie ein Schlauch und düster dunkel kalt.

„Was hast du denn? Was ist denn?“ fragte sie aus der anderen Ecke.

Er ersehnte sich, er wäre nicht mehr hier. Wieviel Zeit mochte nun vergangen sein, seit er sich gewünscht hatte, er möge sie in den Arm nehmen dürfen, sich sanft festhalten wie in Kindertagen. Das würde helfen einzuschlafen, in Obhut geschützt.

Er wußte auf ihre Frage in die Stille hinein keine Antwort, jedenfalls keine zu sagen. Er konnte sie auch nicht sehen, obwohl sich seine Augen inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Auch nicht, wenn er seinen Kopf in ihre Richtung drehte. Da war die Silhouette eines Bergs Decken auf dem Bett, aber sehen konnte er sie nicht.

Er sagte nichts, und die Minuten verstrichen. Er hatte kein Gefühl für die Zeit, er wußte nicht, vergingen nun drei Minuten oder eine Viertelstunde.

„Ich möchte zu dir.“ sagte er plötzlich. Und es war wieder für einen Atemzug lang regungslos ruhig.

„Ist es denn kalt?“ fragte sie.

„Ja.“ antwortete er. „Aber ich glaube, das ist es nicht. Es ist hier so....allein.“

„Dann komm.“ hörte er sie nach einem Moment. „Dann komm, aber bring dir eine Decke mit.“

So erhob er sich, die Woldecke, welche in ein Laken eingeschlagen war, unterm Arm. Und er schlüpfte in das andere Bett, neben sie. Sie empfing ihn wortlos, auf der Seite liegend eingehüllt, von ihm abgewandt.

Nun hörte er sie atmen. Tief und regelmäßig, und manchmal, als würde sie unhörbar stöhnen. Er fühlte sich hier wärmer. Er war in ihrer Nähe, da bekam er jede Regung mit, die in ihr geschah, da konnte er sie wittern, wie ein milchiges, süßes Etwas.

„Wenn du möchtest, dann kann ich dich ja in den Arm nehmen.“ sagte er nach einer ganzen Weile. Fast hatte er schon Angst, sie könnte eingeschlummert sein, und nicht mehr mitbekommen, was er gerade vorschlug. Er sagte: „Wenn du möchtest, kann ich dich ja in den Arm nehmen.“ Aber eigentlich hätte er viel lieber gesagt: Nimm mich doch in den Arm!

„Nein. Ich will jetzt nur noch schlafen.“ entgegnete sie müde gedehnt, immer noch von ihm abgewandt.

„Aber deshalb...ja gerade.“ lauteten die Worte, mit denen er flüsternd darauf einging. „Zum Einschlafen. Ja doch. Zum besseren Einschlafen.“

Wie zwei kleine Kinder. Wie Bruder und Schwester. Wie Hänsel und Gretel in der Gewalt der Hexe aus dem Knusperhaus. In diesem Zimmer, in dem man fremd allein war.

Angeschmiegt, ganz weich, Wange an Wange, ein wenig gerieben. Oder hören, wie das Herz schlägt, wenn man das Ohr auf die Brust neben sich legt. Das dumpfe Klopfen und das Heben und Senken, weil man atmet.

Nur blieb sie von ihm abgewandt.

Till Braven

Das Hämmern

Das Beunruhigende an dem Hämmern war, daß es plötzlich aufhörte. Urplötzlich war es still. Und da sage jemand, man solle sich keine Gedanken machen. Es begann vor etlichen Tagen, das Hämmern drang aus der Wohnung über mir herunter, dumpf, aber deutlich. So, als schlage man Nägel in eine Kiste. Unentwegt, immerzu Nägel in eine Kiste. Am frühen Abend ging es los, so gegen sechs Uhr, und es dauerte dann bis tief in die Nacht.

Ich will nun keinesfalls behaupten, daß ich übermäßig geräuschempfindlich wäre, sozusagen allergisch reagierte gegen den geringsten Krach im Haus, das gewiß nicht. Aber wenn jemand über Einem nächtelang Nägel in eine Kiste haut, stundenlang und immer wieder, jeden Tag von neuem, dann darf doch eine bestimmte Ärgerlichkeit angebracht sein. Schließlich würde ich es gar ungewöhnlich nennen, wenn in einem größeren Wohnhaus, in dem mehrere Parteien ihr Auskommen suchen, abend für abend Nägel in eine Kiste geschlagen würden. Daß man sich dann seine Gedanken macht, mit jemandem darüber sprechen möchte, finde ich in Anbetracht dieser Umstände durchaus normal.

Dazu muß erzählt werden, wer denn überhaupt die Wohnung über mir bezogen hatte. Dort lebte nämlich eine junge Frau, ich nenne sie jung im Verhältnis zu mir, eine alleinstehende Frau, die man selten sah, die sich kaum zu Klatschgesprächen im Treppenhaus hinreißen ließ, welche, so schien es zumindest, gewissenhaft ihrer Arbeit nachging, ich glaube sie war Lehrerin, die also morgens das Haus verließ und dezent am Nachmittag zurückkehrte. Es ist mir nicht aufgefallen, daß sie einmal Besuch bei sich empfangen hätte, abgesehen wohl von ihrer Mutter, einer älteren Dame mit feiner Erscheinung, welche gelegentlich sonntags zum Café gekommen war. Auch wüßte ich niemanden aus dem Haus, der sich an ihrem Verhalten stören würde, sie galt als vorbildliche Mitbewohnerin, ruhig und abgeschieden und korrekt, aber da war eben tagelang dieses Hämmern aus ihrer Wohnung bis in die Nacht, für welches es, so betrachtet, kaum eine vernünftige Erklärung gab.

Nun erläuterte ich bereits, daß ich mich nicht für maßlos empfindlich halte, was Geräusche im Haus betrifft, aber man mag auch dafür Verständnis zeigen, daß ich nicht in dieser Weise gestört werden möchte. Da kommt es doch sehr auf die Art des Klangs an, den man durch die Decke vernimmt, Musik etwa empfand ich noch nie als lästig, selbst dann nicht, wenn sie übermäßig laut abgespielt wird und zudem nicht meinem Geschmack entspricht, aber soll man ruhig, ich lasse es mir gefallen. Von Zeit zu Zeit lege ich ja selbst eine Schallplatte auf, und schaffe mir so einen Hintergrund für meine Gedanken. Bei Musik kann man viel besser überlegen, das sage ich mir immer, solche Töne beeindruckten die Kopfarbeit. Ich schätze Klaviermusik. So sehr, daß ich es schon des öfteren bereut habe, einmal nicht selbst Klavierspielen gelernt zu haben. Wir hatten in meinem Elternhaus kein Klavier, obgleich dies zum guten Ton gehörte, damals. Anderenfalls hätte man mich sicher im Klavierspielen eingeübt, wie es sich früher schickte, und ich würde diesem Instrument vertraut sein. In meiner Kindheit, da gehörten die privaten Musikstunden eigentlich in die Häuslichkeit unserer Kreise. Es waren meist Lehrerinnen, Persönlichkeiten wie meine Nachbarin, aus deren Wohnung das Hämmern drang, streng und sanft zugleich und eigentlich unscheinbar. Aber ob eine derartige Erziehung auch dazu angetan gewesen wäre, daß ich noch heute Klavier spielen würde, steht auf einem anderen Blatt. Sofern ich meine damaligen Schulfreunde beobachtete, waren diese Unterweisungen nicht sehr prägend, und sie führten keineswegs zu einem dauerhaften Verhältnis zur Musik. Mir wäre es da wohl kaum anders ergangen. So aber lege ich mir Schallplatten auf.

Es kommt auch immer darauf an, welchen Sinn man in dem Lärm sehen kann, der einem in die Wohnung dringt. Musik erklingt doch eher als ein Zeichen der Entspannung, sie sollte auf eine gelöste Stimmung hindeuten, schlimmstenfalls dient sie dazu, einen allzu laut geführten Familienstreit in seiner Deutlichkeit auf die eigenen vier Wände zu begrenzen. Was aber soll es bedeuten, wenn man Geräusche hört, als hämmere jemand Nägel in Kistenholz, und wenn dies in der Wohnung einer Frau geschieht, über die man nun beim besten Willen nicht lästerlich herziehen sollte, weil sie sich nichts zu Schulden kommen läßt, sieht man mal davon ab, daß ihr Leben auffallend nichtssagend verläuft.

In einem Haus wie diesem dringen einem ja die unterschiedlichsten Geräusche ans Ohr, das soll hier gar nicht verschwiegen werden. Ein tropfender Wasserhahn zum Beispiel, man stelle sich so etwas einmal vor. Das Ploppen des Tropfens ins Becken pflanzt sich über die Abflußrohre fort, über alle Knie hinweg, durch alle Verzweigungen und Kupplungen hindurch rückt der Laut unbeirrt über beträchtliche Entfernungen vor, kaum an Lautstärke einbüßend, höchstens heller und halliger werdend, bis man ihn

vernimmt, wenn man sich still über eine Wanne beugt. Aber solche Töne gehören zum Alltag, weil es sie gibt, und weil man sie sich erklären kann. Ebenso müßte aber eine Erklärung denkbar sein dafür, daß jemand in der Wohnung einer ruhigen Frau Nägel in eine Kiste hämmert. Ich gehe tatsächlich davon aus, daß die Frau es nicht selbst tat, welchen Grund hätte sie schon, Nägel mit dem Hammer in eine Holzkiste zu schlagen. Oder doch? Ist es nicht dreist, abends bis in die Nacht eine Kiste zusammen zu bauen, dazu noch in der Wohnung eines Mehrparteienhauses mit seinen eigenen Regeln. Eine Kiste? Viele Kisten, tagelang, wenn solch eine Tätigkeit doch angebrachterweise in der Werkstatt eines Schreiners stattfinden sollte. Ja, wäre dort eine undurchsichtige Männergestalt der Mieter gewesen, wenn dieser Vergleich erlaubt sei, immerhin hätte man ihm eine Arbeit, die ein Hämmern erschallen läßt, als schlage man Nägel in eine Kiste, zutrauen können. Dann wäre man eines Abends hinaufgestiegen und hätte sich über den Krach beschwert, man hätte ihn sich verboten, zu so später Stunde, tagelang. Kommt das Geräusch jedoch aus der Wohnung einer Frau, dann ist man natürlich eine Spur hilflos, dann macht man sich seine Gedanken.

Auch ich beschäftige mich ja, ich bin verständlicherweise keineswegs tatenlos. In meinem Alter hat man gewöhnlich auch die Zeit dazu, da kann man es sich erlauben, etwas mit Muße zu tun, es von langer Hand vorzubereiten, um es schließlich zu vollenden. So sei erzählt, daß ich zeichne, mit Pinsel und Farben auf Papier. Damit gelingt mir inzwischen etwas, was sich früher, als noch das Berufsleben meinen Alltag bestimmte, nicht so ohne weiteres erledigen ließ. Jedem Menschen dürfte das fortgeschrittene Alter in dieser Hinsicht wohl neue Türen öffnen. Ich also zeichne, ich fertige kleine Tuschebilder an, meistens Landschaftsmotive, denn die haben mich mein Leben lang besonders fasziniert. Ich male nach Fotografien, die ich irgendwann einmal, teilweise vor sehr langer Zeit, auf den verschiedensten Reisen durch die Jahre, aufgenommen hatte. Die Fotos brauche ich nur auszukramen, sie stecken verborgen in Kartons oder in die Jahre gekommenen Alben, dann bekomme ich sie suchend zu Gesicht, und sie fordern mich auf, ihnen ein neues Leben zu geben, sie aufzuwecken und zu entstauben, mich an sie zu erinnern und an ihre Herkunft, ihnen schließlich ein zweites Dasein zu geben in zarten Farben von Hand gezogen.

Dazu freilich benötige ich Ruhe. Diese Motive mit ihren eingefrorenen Sonnenstrahlen, mit dem Duft nach Heu und Blumen genauso wie dem des weiten Meeres, sie verlangen meine ganze uneingeschränkte Konzentration, man muß sich dem Bild widmen mit seiner ganzen Kraft, wenn man so will hineinklettern, es begehen und seine Sinne öffnen, alle die man hat. Nun mag man auch verstehen, daß ein fremdartiges Geräusch aus der Nachbarwohnung, ein Hämmern, als würden dort Nägel in eine Kiste

geklopft, für mich mehr als bloß ein ruhestörender Aspekt ist, für mein Tun ist es einschneidend vernichtend. Es zerstört meine Beschäftigung, weil die Erinnerung rhythmisch blockiert wird, mit jedem fernen Schlag auf's Neue. Wie soll der Mensch einer Landschaft auf den Grund gehen können, einer, die sich verinnerlicht vor seinem geistigen Auge aufklart, wenn dazu gehämmert wird.

Andere Leute hätten sicherlich abweichende Probleme mit solch einer Behelligung. Da sagen sie, bei derartigem Lärm könnten sie nicht schlafen, man kennt das ja. Ob Hämmern, dröhnende Musik oder ein lautstark gefochtener Ehekrach, einerlei, sogar das Schließen einer Autotür ist zu viel. Sie könnten keine Nachtruhe finden, heißt es dann aus dem Munde dieser Leute. Damit brauchte ich mich nie zu plagen, nur wer zuviel schläft, kann nicht einschlafen, das ist meine Ansicht und ich kann jedem ruhelosen Schläfer nur empfehlen, entsprechend weniger Ruhe zu suchen, bis wieder ein Gleichgewicht gefunden ist. Mit dieser Ausführung wollte ich also Demjenigen von vornherein entgegen wirken, der der Meinung wäre, eine Tablettenröhre auf meinem Nachttisch könnte mir helfen, das Hämmern in der Wohnung über mir zu vergessen.

Vielmehr bin ich der felsenfesten Überzeugung, daß damit Zeichen verbunden waren, ein Klopfsignal, welches mir zu deuten bleibt. Ja, heute bin ich sicher, daß diese Erscheinung mir gegolten hatte, mir ganz allein. Genauso, wie sich die Punkte und Striche des Morsecodes, welche ja auch, wenn man so will, durch die Drähte der Überlandleitungen gehämmert werden, sich als eine Nachricht lesen lassen, verstanden werden können, wenn man Kenntnis ihrer Bedeutung hat, genauso, denke ich, verhielt es sich mit den Nagelschlägen in der Wohnung der alleinstehenden Frau.

Aber welche Mitteilung gedachte man mir zukommen zu lassen, auf diese recht ungewöhnliche Art und Weise, und wer. Und aus welchem Grund wäre kein anderer Weg der Verständigung möglich und praktikabel gewesen. Warum sollte das Schlagen von Nägeln zur Übermittlung besser geeignet gewesen sein, als etwa ein Brief, ganz normal durch den Postboten hergebracht, klare Sätze schwarz auf weiß. An diesem Punkt bin ich ratlos, alle Erklärungen, sofern sie mir vernünftig erscheinen mögen, enden hier offen. Ich weiß nicht weiter. Das ist auch der Grund, warum ich davon überhaupt erzähle, sonst rede ich ja nicht viel, aber manchmal scheint so etwas unumgänglich. Daher ist es gut, daß ich nun einen Zuhörer gefunden habe.

Immerhin wurde das Hämmern, so als würden Nägel in eine Kiste getrieben, auch von anderen Bewohnern des Hauses bemerkt. Ich habe sie im Treppenhaus sprechen gehört, etwa wenn ich von Einkäufen kam, dann standen sie da, zwischen zwei Etagen, einen schönen Kreis bildend, und sie palaverten. Nicht, daß ich mich in die

Gespräche eingeschaltet hätte, aber im Vorbeigehen erfuhr ich, daß auch das Hämmern zu einem Thema für das Haus geworden war. Diese Tatsache gab mir immerhin die Genugtuung, daß ich nicht etwa einer Sinnestäuschung aufgesessen gewesen war, daß ich nun Laute vernahm, die gar nicht existierten, alten Menschen sagt man sowas ja leicht nach. Aber ich konnte nun sicher sein, daß meine Ohren noch hörten. Sonst war dieser Haustratsch nicht sonderlich ergiebig, ich merkte, keiner würde meine Erkenntnis teilen, daß es sich womöglich um eine verschlüsselte Botschaft handelte, ja die Leute waren nicht einmal in der Lage, die Herkunft des Klopfens sicher zu bestimmen. Niemand gab die Wohnung der jungen Lehrerin als Entstehungsort des Hämmerns an, da wurde die These aufgestellt, die unverschämte Störung dränge aus dem Nachbarhaus herüber, weil dort eine Tischlerfamilie lebe, ich hatte sogar aufgeschnappt, daß ich als Urheber verdächtigt wurde, ja was mache denn der Olle so den lieben langen Tag, hieß es, da sei es doch durchaus denkbar, daß er viel besser in einem Heim aufgehoben sei. Das unterlasse ich selbstverständlich zu kommentieren.

Das wirklich Beunruhigende an dem Hämmern blieb aber, daß es so urplötzlich wieder aufhörte, wie es erschienen war. Eines Abends wartete man vergebens, aber die Schläge, so als würden Nägel in eine Kiste gehauen, blieben aus. Fast hatte man sich schon daran gewöhnt, erwartete das Geräusch mit bedächtiger Routine, aber nichts mehr, nie wieder. Gerade dieses Ausbleiben, so von einem Tag zum anderen, bestärkte mich in der Annahme, daß darin eine versteckte Nachricht zu suchen gewesen sein dürfte, und nun war sie in allen Einzelheiten übertragen worden. Wenn ich ehrlich sein soll, so begann ich erst jetzt, mir Gedanken über den Sinn dessen zu machen, was ich nächtelang gehört hatte, erst jetzt, als das Hämmern abbrach, ein Hämmern, als schlage man Nägel ein. Sein Ausbleiben lähmte meine Beschäftigung gleichermaßen, wie zuvor sein Vorhandensein. Auch nun war ich kaum in der Lage, mich in meine Bilder zu versetzen, meine Sinne blieben weiterhin außerstande, sich in meine Landschaftsmotive hinein zu spielen. Dafür diese Gedanken jetzt, die sich daraus offen stellenden Fragen, welche ich nun, unter Berücksichtigung aller erwägten Gesichtspunkte, mitgeteilt haben dürfte, auch ohne zu einer Antwort gelangt zu sein. Aber ich habe darüber gesprochen.

Till Braven

Stop and Go

Eine Geschichte in einem Absatz zum Schnellesen

Wie lange schon? Also, zuerst die Kiste vollgetankt, so gegen zehn Uhr, anschließend gestartet. Ein Blick auf die Uhr, es ist eins. Zehn, elf, zwölf, ein Uhr, drei Stunden also etwa. Drei Stunden lang schnurrendes Brummen vom Motor, immer schön nach vorne geschaut auf die Straße, hier und da überholt, aber sonst keine besonderen Vorkommnisse, drei Stunden lang. Und jetzt Stau. Einspurige Verkehrsführung in einer Baustelle, hieß es im Radio. Hagen/Westfalen, na immerhin schon ein gutes Stück geschafft. Und nicht abgeschlafft, nein noch lange nicht. Dafür steht jetzt erstmal alles, und wie sie gucken, die Autofahrer, die Wagenlenker, wenn nichts mehr geht, wenn nichts mehr zu lenken ist. Wie sollte auch. Beim letztenmal war es genauso. Baustelle bei Hagen/Westfalen. Zeit, sich eine Zigarette anzuzünden. Allerdings war ich voriges Mal zu einer anderen Tageszeit hier, schon im Abendgrauen, das ging dann doch flotter durch. Aber was soll's, mich nervt's nicht, ich habe noch viel Zeit, ja, eine ganze Menge, und nur noch ein kurzes Stück des Weges, da erlaube ich es mir doch, einen kurzen Blick auf Hagen/Westfalen zu werfen, von der Autobahn im Kriechtempo, ausdauernd wie ein lahrender Hirsch, aber ohne Gebrüll. To go, or not to go, that is the question: mit ernster Stimme, bitte schön, zu lachen haben wir gewiß genug. Weiß Gott, wie lange die brauchen, immer noch dieselbe Baustelle an genau demselben Platz, und es ist doch schon ein Jahr her, daß ich zuletzt hier durchkam, oder länger. Unverändert am selben Platz, nicht einmal ein paar Kilometer verschoben. Also, wie lange die brauchen, um so ein bißchen Asphalt auf der Straße plattzuwalzen. Sieht aus, als habe sich nicht das geringste getan, nicht ein Stückchen, gar nichts. Noch immer die gelben Baubuden am Straßenrand, dazwischen zu Fuß die Arbeiter, ihre Bewegungen sehen behäbig aus vom Sitzplatz hinter dem Lenkrad betrachtet, weiter vorne in einer sich schnell verflüchtigen Dampfwolke die Walze, aber noch ein gutes Stück entfernt.

Und man stelle sich nun einmal vor, jeden Tag Stau, immer zur selben Zeit vermutlich, jedesmal die Schlange von hunderten von Automobilen, ganz immobil, nur ein paar müde Meter weiter im Text, krieche, krieche, jeden Tag neu das alte Spiel, stop and go, und kaum jemand nimmt ernsthaft Notiz davon, die Bauleute scheren sich kein Stück, höchstens um die Abgase, die hier stehenderweise verpuffen, das dürfte auf die Lunge gehen wie Kettenrauchen. Und wieder ein paar Schritte vor, hundert Meter in weniger als fünf Minuten. Der Sprecher im Radio verliest stündlich monatelang dieselbe Notiz, wegen einspuriger Verkehrsführung, und so heiter, den wird's nicht wundern, daß sie das nächste Mal wieder auf seinem Pult liegt. Vielleicht ist der Zettel gar schon abgegriffen, angefranst und fettfingerig vom vielen Auflesen nach der Kaffeepause. Würde mich kaum wundern. Irritiert dürfte er nur aufschauen, wenn diese Meldung eines Tages fehlt, keine Baustelle mehr bei Hagen/Westfalen, keine einspurige Verkehrsführung, sondern großspurig alles frei, ohne Stau glatt durch, irgendwann einmal. Irgendwann werden sie ja wohl fertig sein mit ihrem qualmenden Plattwalzen, und wenn's noch ein Jahr dauert, und dann dürfte auch Hagen/Westfalen wieder aus den Durchsagen im Radio verschwinden. Und wenn's noch ein Jahr dauert. Zum Glück bin ich ja pünktlich genug losgefahren, heute schon, kommt ja sonst selten vor, nein zu spät kommen werde ich wegen des Staus kaum, ich liege noch gut in der Zeit. Eine gute halbe Stunde noch, mag sein auch eine knappe ganze, wenn sich die Wagenschlange erstmal aufgelöst hat, man wird's sehen, jedenfalls kein Grund beunruhigt zu sein, ich kann mich getrost durch die Baustelle schieben, ohne nervös auf dem Polster hin und her zu rutschen oder mit dem Zeigefinger beruhigend auf das Lenkrad zu pochen. Nein. Als hätte ich es geahnt. Ja, hatte sich meiner nicht von vornherein ein Gefühl bemächtigt, es könne ein Stau kommen bei Hagen/Westfalen, wie im vergangenen Jahr, die Baustelle. Nur Geduld, nur Geduld, es ist ein Spiel, nichts anderes. Eine kilometerlange Fahrzeugkolonne. Sie kann schließlich auch ihre schönen Seiten haben. Nachts, die langen Reihen der Scheinwerferlichter, auf der einen Seite weiß, das erinnert mich an die Unschuld, schuldlos die Landschaft, von der Fahrbahn knochenhart zerteilt, gegliedert in schlafende Auen, in denen die Vögel frühmorgens stelzend ihr Märchen singen, auf der selben Seite rot, oje, welch eine fixe Idee, rote Perlen am Straßenrand, kriechend zur Kette aufgereiht, eine tausendfüßige, glitzernde Larve, gewunden um die Biegungen der Landschaft, fließend wie das tintige Wasser eines trägen Stroms. Flußlauf, an Hagen vorbei, von den Wendungen des Strands zu den Rundungen der Bucht. Dickflüssiger Brei, weiß und rot, mit kalter Glut, Sommers wie Winters, wenn das keine Ästhetik besitzt. Es ist eben ein Spiel. Spielfeld: die Beton- und Asphaltstreifen der Republik. Anzahl der Mitspieler: unbegrenzt, aber je mehr, desto besser. Art der Spielsteine: der Wagen, die pferdelose Kutsche, das benzinvergasende Zeichen von Freiheit und Abenteuer, das Steckenpferd der individuellen Mobilität, Ausdruck des verfassungsmäßig zugesicherten Rechts auf Freizügigkeit, kurz, das einzig echte Wahrzeichen des gesunden Bruttosozialprodukts. Dauer des Spiels: unbegrenzt, je länger, desto besser. Hihi. Regeln des Spiels: stau dich hie und stau dich da, fallerie und fallera. Man reime dem Rhein einen rein, aber schön im Takt bleiben, ja nicht das

Radio ausschalten, weder zu leise noch zu laut. Eigentlich müßten die Sender sofort ihr Programm ändern, sozusagen zum Trost der Staustecker, dann etwas Fetziges, was die Autos so richtig angemessen rhythmisch durchknetet, oder genau das Gegenteil, sphärisch meditativ, gemütlich dem Gemüt anmutend. Entweder, oder. Aber auf keinen Fall das, was gewöhnlich genau in solch einem Augenblick aus den Empfängern schallt, solche Diätkost, leicht verdaulich, diese Bügelhilfen, Stücke zum Mitsummen für die ältere Generation. Aber auch das gehört zum Spiel, na klar, so sind die Rahmenbedingungen, psychische Beeinflussung ist erlaubt, bis zum Exzeß. Ein sicheres Zeichen: das Malträtiertieren des Lenkrads mit Fausthieben. Ferner läßt sich beobachten: Tür aufreißen, aussteigen, sich verzweifelt gestikulierend umschaun nach vorn und hinten, Entsetzen auf die Miene spiegeln, verdutzt wieder einsteigen, Tür schließen, rumms. Oder: sich von allem abwenden, sich zurückfallen lassen wie auf einem englischen Sofa, scheinbar abgetaucht den Blick gen Himmel richten, gähnen, seufzen, gähnen, und mehr nicht. Oder: die Beifahrerin knutschen, sofern man sich nicht mütterseelenallein ins Spiel getümmelt hat. Genaugenommen muß man festhalten: Beifahrer knutscht Fahrerin beiläufig. Oder: Beiläufig knutscht Fahrer Beifahrerin. Oder: alles umgekehrt. Aber genauso gehören dazu: hupen, vogelzeigen, beim Aufschließen ein paar Meter vorwärts den Motor abwürgen, den Anlasser eiern lassen, aber der Motor ist heiß und er kommt nicht sofort, da läßt der Fahrer seinen Schweiß. Oder: die Fahrerin. Also doch ein Geduldsspiel, sag ich ja. Angler müßten deswegen gut dran sein, im Stau. Obwohl ich beim Wort Angler sofort an Hans denken muß. Sitzt der doch auf einem Hocker und schwingt seine Sehnen ins Wasser, wär nichts für mich. Aber das Erstaunliche ist, er tut dies immer wieder, es braucht nur Sonntag zu sein. Obwohl es schon lange nichts mehr zum Rausfischen gibt in dem Flößchen, an dessen Ufern er sich niederläßt. Eines dieser bräunlich suppiden Gewässer mit der lockig flockigen Schaumkrone dann und wann. Nicht, daß es stinkt, nein nichts zu riechen, doch im Zuge irgendwelcher unbedeutenden Gewässerverbesserungen wurde der Fluß gnädig begradigt, der Schwung genommen, die Ufer mit Quadersteinen befestigt, das ist sauber, da mag man seinen Hund hinführen zur notdürftigen Verrichtung, keine matschigen Wiesen mehr, und der Fluß fließt mit der gleichen Geschwindigkeit überall, kein Springen des Wassers, kein Fallen und Spülen nirgendwo, und auf den Grund kann man auch nicht mehr schauen. Was gäb's da denn auch schon zu sehen. So hockt er sitzend mit Geduld, die Angelruten ordentlich vor sich abgelegt, bei Wetter und Wind, egal, solange die Filterzigarette glimmt. Mit dem Gesicht nach unten geneigt, die Augen auf's Wasser gerichtet, auf's plätscherlos, geräuschlos ablaufende Gewässer, stoisch, heroisch. So ist es gut, so ist Hans im Glück, jeden Sonntag, während die bessere Hälfte hinterm Haus den Rasen mäht. Dabei habe ich gar nichts gegen's Angeln ansich, da gibt's bestimmt schlimmere Angewohnheiten. Nur seine Reden hinterher, seine Erklärungen Montag morgens um halb acht. Der Kollege Hans hat keinen Mundgeruch, der Kollege Hans hat geangelt. Also: Karpfen erlegt er mit Leber, schöne, saftige, stinkige Leber, die man einen Tag zuvor kleingeschnitten hat in beißgerechte Stückchen, das wird über Nacht in eine Zwiebeljauche aus Milch und abgestandener Brühe getunkt,

das gibt dem Fleisch seinen beizenden Geruch, worauf die Karpfen anbeißen, weil sie das gerne tun, sofern ein Exemplar derartigen Fisches unvorsichtigerweise und appetithungrig in die Nähe des Angelhakens gelangt. Eigentlich stelle ich mir Leber lieber anders vor, schön gebraten und so, mit Apfelfringen auf krosser Kruste. Wie kann man der Leber Leben bloß im Rachen eines feuchten Schuppentieres beschließen. Doch damit nicht genug, ausführlich fährt die Ausführung fort, denn andere Arten wird man selbstverständlich nicht einfach mit Leber übertölpeln. Denn siehe, dafür ist gegeben ein Blinker, welcher ist ein glänzend Stück von Blech, wohlgetan gemachet von meisterlicher Hand als gar mannigfaltig Ding. Swes des Leijenvolk kunnt niht gescheiden denn des Blitzen an diese Angal, daz si so richelich geworht von ein vischeren hant. So sagant Hannes, Karolis suno. Kapiert? Macht nichts, eine solche Ausführung wägt nicht nur detailliert auf und ab, erklärt nicht nur Vor- und Nachteile, sie gibt mehr als unbezahlbare Tips aus der nicht zu unterschätzenden Lebenserfahrung eines Dauerhobbyanglers, Fisch und Mann im patriarchischen Widerstreit, eine solche Ausführung seitens Hannes erfährt ihre Wiederholung montags, worauf man sich verlassen kann. So, jetzt geht es auf halb zwei zu, und ich sinniere ob der Langeweile derartiger Tätigkeit derweil übers Essen. Kein Wunder, seit zehn unterwegs, und seitdem keinen Happen mehr geschluckt. Aber wenn ich erstmal am Ziel bin, dann würde mir Gutes kredenzt, ja wenn ich erstmal am Ziel bin. Von in Streifen zerteiltem Roastbeef war die Rede, hört sich doch fein an, oder. Kurzgebraten in der heißen Pfanne. Dazu eine dunkle Soße mit grünem Pfeffer und Basilikum und jeder Menge Sahne, von der Soße natürlich reichlich. Und als Beilage gedenke man Bratkartoffeln vorzusetzen, soll mir recht sein. Schließlich Salat, eine Schüssel Vitamine, wie sie sagte. Nein, nein, zu spät werde ich auf keinen Fall kommen, mag der Stau auch noch so lahm dahinkriechen. Drei Uhr war abgemacht, und noch eine knappe Stunde Fahrt zurückzulegen, hinter Hagen/Westfalen, wenn diese Baustelle erst einmal überwunden ist. Jetzt gleich halb zwei, also Zeit genug, und es geht ja vorwärts, Stück für Stück, wie mit dem Meterband, stop and go. Stillstand wäre schlimmer. So wie in den Sommerferien, kurz hinter München, die Autobahn eine fünfzig Kilometer lange Parklandschaft Richtung Österreich. Ja, da male ich mir Iris in ihrer Küche aus, lebensgroß und farbig, wie sie das Fleisch bearbeitet oder die Kartoffeln schnippelt, oder was sie wohl gerade tun mag. Ich komme ja. Ja, ich komme, bin schon unterwegs im Stau. Noch ein bißchen vorwärts im Schrittempo mit Blickkontakt, vorbei an dem Pannengeplagten auf dem Seitenstreifen mit hochgestellter Haube und strömend dampfenden Motorinnereien. Vorbei, vorbei, ein Stück weniger vom Rest. Das meiste ist ja schon geschafft, ja wirklich, ein Stau wird nur hinten länger. Iris, wie denkst du über das letzte Mal. Ach, wie komisch? Du kamst aus dem Regen, völlig plitschnaß von den Haaren bis zu den Zehen, es triefte nur so die Jacke hinunter, es tröpfelte die Stirn, sickerte in Rinnsälen an den Wangen abwärts, und ich hatte gefragt: Ui, keinen Schirm dabei? Mehr nicht, und du lächeltest einfach, ganz fest schautest du mich an und lächeltest, bis es ansteckte, da fuhr ich fort: Blödes Wetter, was? und du hörtest nicht auf zu lächeln, standest immer noch da, tropfend, von der Tür umrahmt, hörtest einfach

nicht auf zu lächeln mit leuchtenden Augen, und die Sekunden verstrichen ungezählt, ehe ich dich hereinzog mit ausgebreiteten Armen und dich umschloß mit denselben und mich bei dir anlehnte, nein, wir lehnten uns aneinander, als gelte es deine Jacke auszuwringen, hier auf dem Flur, unsere Nasen rieben sich, unsere Münder preßten sich, und anschließend lächeltest du erneut, hattest immer noch kein Wort gesagt, nur gelächelt, so, daß ich das nie vergessen werde, weil es nicht so oft vorkommt, so etwas, so ein Lächeln aus der Tiefe in die Augen. Am Telefon hattest du zuvor gesagt: Ich komme. Und du kamst, tauchtest auf aus dem Mistwetter, wie du es mir erzählt hattest, einfach so. Da gab es kein banges Warten, das Sitzen wie auf Kohlen die erste halbe Stunde lang, nervöses Auf und Ab, die endlosen Gänge des Zoolöwen von einer Zimmerecke zur anderen, verbunden mit ungezählten Seitenblicken auf die sich zögernd weiterdrehenden Uhrzeiger, die Zeit eingefangen in einem Stundenglas, man selbst darin, als Sklave seiner selbst. Kenne ich genauso zur Genüge. Nach einer Stunde folgt Ohnmacht, man fällt zusammen, schlafft ab, man läßt sich nieder, kauert sich hin, verloren, das Grübeln schläft ein, entweicht wie durch ein Ventil, Leere breitet sich aus in entsetzlicher Traumhaftigkeit, da treibt man plötzlich völlig allein auf einer Eisscholle schwankend durch den Schneesturm, bäuchlings liegt man, bloß um nicht abzurutschen, oder man wird das einsame Orangenbäumchen mitten in der Wüste, der äußerste Rand der verwehten Oase, die eigene Zerbrechlichkeit in der Dürre spürend. Ach nein, heute nicht. Heute fahre ich, und habe schon Hagen/Westfalen erreicht. Voller Ungeduld kann man sogar auf die nächsten Verkehrsdurchsagen im Radio hoffen, da präsentiert sich der Sprecher in seiner mikrofonbestückten Kabine, der denselben Zettel erneut zur Hand nimmt und verliest, wegen einspuriger Verkehrsführung, und so weiter, fehlerfrei verkündet, gut artikuliert. Eigentlich könnte einen das mit der gerechten Portion Stolz erfüllen, Mensch, man wird zu einem Objekt des Zeitgeschehens, zum Teilnehmer einer großen Sache, für würdig befunden, im Radio erwähnt zu werden, direkt hinter dem Wetterbericht, auch wenn jedermann anonym bleibt. Schließlich wär's wirklich zuviel verlangt, wenn jeder einzelne Stauer namentlich genannt würde. Dann gäb's ja keine Zeit mehr für andere Programme. Andererseits könnte man so einem derartigen Verkehrsgewühl seinen Schrecken nehmen. Gestatten, vor mir staut sich Frau Frau, während hinter mir Herr Mann aufgelaufen ist, und mein Name ist, wie immer, Hase. Ist doch viel besser, als jenes Glücksgefühl, welches sich heute dem Autofahrer bemächtigt, der gerade Schwein gehabt hat, freie Fahrt durch Wald und Wiesen genießt, und nebenbei Radio hört: Stau hie, Stau dort. Wie langweilig! Dann kommt der Moment, da kann man aufatmen, dann nämlich, wenn die Fahrzeugschlange vor einem sichtbar kürzer und kürzer wird. Irgendwann sieht man, wie er sich förmlich in Luft auflöst, der Stau, das Ende der ellenlangen Baustelle, ein paar gelb blinkende Barken, das Schild, welches das Überholverbot für Lastwagen aufhebt, das Ende der Geschwindigkeitsbegrenzung, welche man, stop and go, nie im Traum hätte einhalten können, ein wehmütiger Blick zurück im Seitenspiegel, nun kommt Fluß in die Kolonne, ade du Hagen/Westfalen, schön deine Gesellschaft gehabt zu haben, empfehle mich. Man tuckert dahin, als sei nichts gewesen, schneller und schneller. Das Ende

eines Staus, wie das Erwachen nach langer Krankheit, der frische Wind lüftet durch das halb herunter gekurbelte Fenster abgestandenes Siechtum hinaus. Ein Blick auf die Uhr, viertel vor zwei, ein ganz neues Lebensgefühl breitet sich aus, die Landschaft bekommt ihr gewohntes Gesicht, flüchtig huschend. Heute werden deine Haare trocken sein, Iris, wenn ich komme, und ich komme, ich komme vorwärts, ich komme auf dich zu dir entgegen, mit Volldampf, schneller als beim erstenmal, Iris, weißt du noch, wie schüchtern. Wir sind durch den kleinen Ort spaziert, und dann haben wir angefangen, uns an den Händen zu halten, weil da solch ein Fußgängerschild war, eine Frau, die ein Mädchen bei der Hand führt, das haben wir nachgemacht, so sind wir dann durch die buckligen Straßen und Gassen, an den Mauern entlang, bis wir den winzigen Kramladen entdeckt hatten, davor blieben wir stehen und schauten neugierig ins Innere, in ein heilloses Durcheinander von Gegenständen, kleine und große, brauchbare und kaputte, nützliche und schöne, und mittendrin lag eine faustgroße gläserne Halbkugel mit einem Stückchen roter Koralle eingegossen, und du hast mich gefragt: Soll das ein Briefbeschwerer sein? Ich denke schon, hab ich geantwortet, kann man wohl dazu nehmen. Wir kamen nicht wieder von ihm los, standen davor und staunten nicht schlecht, und du meinstest schließlich, solch einen Laden müßte man haben, so einer reiche doch vollkommen, größer bräuchte er jedenfalls nicht unbedingt zu sein, nicht um jeden Preis, und ich gab dir recht, nickte zustimmend, da hab ich dann gespürt, daß der Druck deiner Hand zunahm, immer fester, und gezogen hast du mich, sanft aber bestimmt an dich heran. So hab ich dich angeguckt, und mit der anderen Hand, die nicht von dir gedrückt wurde, begann ich nun, dir durch's Haar zu streichen, und über die Stirn über die Wangen, da hast du den Zusammenschluß unserer Hände gelöst und mir deine Arme um den Hals geschlungen und hast dich an mich geschmiegt, schließlich sagtest du mit bestimmter Stimme: Nu frag mich was. Einen Moment lang mag ich da etwas überrascht geschaut haben, während du gelächelt hast, das Lächeln, welches ich in dir sehe, und schließlich habe ich gefragt: Soll ich? habe ich gefragt, und du hast ja gesagt.

Till Braven

Briefwechsel im März

Als ich erwachte, vernahm ich zuerst ein nahes kratzendes Geräusch, und da ich die Lider öffnete, nicht einmal hastig, erblickte ich auf meiner Brust die Katze, die sich sitzend auf mir niedergelassen hatte und eine Vorderpfote putzte, mit ihrer Zunge also langgestreckt darüber strich. Sie erwiderte kurz meinen Blick, teils als morgentlichen Gruß, teils feststellend, der Mensch scheint nun erwacht, um in ihrer Beschäftigung als gleich fortzufahren.

Noch einmal ließ ich den Kopf sinken, behielt die Augen jedoch geöffnet, und die Gedanken schweiften ab zu den letzten Stunden des letzten Wachseins, bevor ich mich in diese Kissen vertraut hatte, um unweigerlich und vor einem inneren Ohr die Wiederholung dessen zu erleben, was ich am Vortag zu hören geglaubt hatte, als ich es las. Da war ein Brief ins Haus gelegt worden, bei dessen Lesen ich die Stimme jener Person sprechend vergegenwärtigte, deren Hand die Zeilen zu Papier gebracht hatten. Als meine Augen paarweise der Schrift gefolgt waren, lösten Worte sich scheinbar akustisch in die charakteristischen Klänge auf, als würde der Brief mir in Wirklichkeit vorgetragen, vom Absender höchstpersönlich. Aber die Katze bettete sich um, damit ihre Zunge nun das Bauchfell durchkämmen könne, und damit richtete ich mich auf, erhob den Oberkörper, was allerdings die Katze verscheuchte, die ihre Beschäftigung gezwungenermaßen abbrach und sich mit einem Sprung entfernte.

Die Sonne schien durch's Fenster und ihr Licht fiel als helle Flut von dort ausgehend ein, sich die Tapete entlang tastend über das Bücherregal bis zum Schrank, in deren beglasten Türen sich die Strahlen an den Kanten fein prismatisch brachen, um dahinter im Teppich zu versiegen. Ich warf einen Blick auf die Uhr, es war halb drei nachmittags. Dies überraschte mich keineswegs, denn erst gegen diese Zeit stand die Sonne direkt vorm Fenster, und konnte keinesfalls eher den Schrank oder gar auf die Tapete treffen. Zu einer früheren Stunde stünde das Gestirn in einem spitzen Winkel zum Fenster, was zur Folge gehabt hätte, daß der Streifen ihres Lichts auf das Bett zu gedeutet haben würde, wobei die gegenüberliegende Wand mit jenem Schrank und dem

Bücherregal im Halbdunkel des Schattens verblieben wäre, was die Möbel gemein- trister erscheinen ließ, die Scheiben glanzlos vermattet, ohne ihr schmuckes Farbenspiel in den Rändern. Um die Mittagszeit schließlich erreichte das Gestirn einen Stand, daß der Schatten die Richtung auf das Bett verließ, und sich durch den Raum tastete, ehe es in den Nachmittagsstunden zu eben der beschriebenen Vorführung in den Glaskanten kommen konnte. Bis zum Untergang würde dies beibehalten, jedoch unter sich weiterhin ändernden Bedingungen, denn das zunehmend wärmer eintretende Licht vermochte es nun, die dunkle Beize des Schrank, die dem Betrachter in den Morgenstunden schwärzlich erschien, in ein anheimelndes rotes Braun zu färben, ehe die Dämmerung den langwierigen Vorgang beendete.

Doch nicht die Stunde allein las der geübte Beobachter aus der bedingten Verknüpfung von Sonne und Schatten ab, ebenso war es möglich, Aufschluß über die Jahreszeit zu gewinnen, wenn man die Länge des einfallenden Kegels nicht unberücksichtigt ließ. Derselbe erstreckte sich im Winter über eine beträchtliche Länge, wenn die Sonne nur auf kurzem Weg niedrig von einem Horizont zum anderen glitt, um erst im schwindenden Licht der einkommenden Dämmerung auf dem Schrank zu ruhen, jedoch nicht energiegeladen genug, um damit die Scheiben erfunkeln zu lassen. Der Sommer hingegen brachte, wenn das Gestirn hoch über uns grell kulminierte, einen steilen Auftritt des Lichtkeils mit sich, der den Raum nur eben zu streifen schien, was zur Folge hatte, daß der Schrank erst in den späten Abendstunden aus sehr seitlichem Winkel völlig von ihm bedeckt würde. Mithin konnte ein Beobachter, gewisse Ortskenntnis vorausgesetzt, die Schattenwanderungen über das Inventar als ungefähren Sonnenkalender deuten, und, sowohl noch verschlafen, als auch eben jetzt gedanklich mit dem Brief befaßt, entging meiner gewohnten Wahrnehmung nicht, daß die Streifenlänge, in der Tat korrekt, auf einen Tag im März hinwies, kurz vor Frühlingsanfang.

Doch die Katze kehrte zurück. Vom Fußende her kam sie, mich aufmerksam beäugend, in langsamen Schritten auf mich zu. Als ich ihr einen Arm entgegenstreckte, wurde ihr Tempo zügiger, und sie erreichte ihn mit erhobenem Schwanz, rieb sich an ihm entlang auf meinen Kopf zu, plötzlich leise schnurrend, um sich in Schulternähe auf meiner Brust niederzuwerfen, damit ich sie gehörig streicheln und kraulen konnte, eine Betätigung, in die ich auch mit einigem Bedacht versank, und die uns für die kommenden Minuten zu fesseln vermochte.

In dieser verstreichenden Zeit bemerkte ich dann etwas, was mich eigentümlich berührte. Noch einmal betrachtete ich die Spuren von Licht und Schatten, zuerst nebenbei und unbewußt, doch schließlich erwachte ich vollends. Denn einerseits schien alles zu stimmen, die Schattenlinien zeigten einen Tag im frühen März an, gegen halb drei Uhr nachmittags, doch wenn das Auge nun der Linie folgte, welche sich von der auf die Tapete projizierten Lichtzunge, vorbei an der Fensterkante, zur Sonne

bildete, dann wurde ein gewisser Fehler offensichtlich. Ich möchte jedoch betonen, daß mir auch der Sonnenstand am Firmament durchaus korrekt erschien, denn das Gestirn zog seine Bahn, so wie es zu erwarten gewesen sein mußte, weil es nie anders war seit menschengedenken. Auffallend war schließlich erst der Versuch, eine Linie von der Erscheinung auf der Tapete und am Bücherschrank zu ziehen, an der Fensterkante entlang auf die Sonne zu. Es leuchtet wohl ein, daß eine solche Linie geometrisch nur in Form einer Geraden gedacht werden kann. Und deshalb tat ich dies in diesem Augenblick nicht bloß einmal, immer wieder suchten meine Augen die Strecke von der Wand durch das Fenster in Richtung Sonne ab, doch nie änderte sich dabei meine Feststellung. Das war's, was diesen Tag so deutlich von den anderen, an denen ich erwachte, unterschied. Heute fand ich keine gerade Linie, das Licht schien an diesem Nachmittag auf einem gekrümmten Weg in meine Wände zu gelangen. Immer wieder legte ich vor meinem geistigen Auge ein Lineal an die Strecke an. Solange ich dies nur innerhalb des Zimmers an den Lichtstrahlen hin und her bewegte, behielt alles seine Richtigkeit. Dies mag eine Erläuterung dafür abgeben, warum ich die Abweichung nicht sofort bemerkt hatte, warum sich das Erwachen an diesem Tag nicht grundsätzlich von dem anderer Tage zu unterscheiden schien. Auch draußen fiel zuerst nichts Bemerkenswertes auf, die Sonne stand schließlich an einem Ort am Himmel, an dem man sie zu diesem Zeitpunkt vermuten durfte. Denn es drangen, so wie es sein sollte, die Strahlen unter einem von der Sonne vorgegebenen Winkel durch das Fenster, und unter demselben hatten sie es zu verlassen. Doch auch hier verlief, betrachtete man das Fenster separat, alles richtig. Verlängerte ich aber das gedachte Lineal über diese drei Einzelpunkte hinaus zu einem unendlich langen, ja erst dann fiel die Unstimmigkeit dieses Tages auf.

Die Katze schnurrte noch immer, und noch immer bewegte sie sanft ihr plüschiges Fell an meiner Wange. Doch meine Gedanken führten mich über diese Entdeckung zu einer Vision. Habe ich hier einen Vorboten gesehen, fragte ich mich, und ich versuchte ein paar rasche Erklärungen für das Phänomen zu finden. Das ganze Sonnensystem könne aus seinem Platz im Universum herausgeschleudert worden sein. Oder aber die Erdachse könnte sich über Nacht gewaltig verschoben haben, wenn sich nicht gar die Erdoberfläche aus ihrer annähernden Kugelform gepreßt haben könnte. War die Sonne vielleicht über Nacht eingehüllt worden von einem Gespinst aus kosmischer Energie. Oder pulsierte der Himmelsstern neuerdings auf gar unbekannte Art und Weise, wofür noch keine vorgefertigten Theorien existierten. Ich kannte die Ursache nicht.

Aber ich sah die Erde zur Wüste verdorren, sah, wie die Wälder in einem heißen Sturmwind zerbrachen, Meere und Seen sich in Luft auflösten, und der blaue Planet eine rostige Farbe annehmen würde. Doch auch anders könnte es kommen. Schon früher hatten sich die Gletscher des Nordens ausgebreitet, waren wälzend über das Land gewachsen bis hinunter zu den palmenverzierten Stränden des Mittelmeers. Unsere

Städte würde dies zu Sand zermahlen, und solch ein Klima die Alpen zu einer hügeligen Erhebung abtragen, verborgen unter reißendem, drückendem, borstendem Eis, das die Luft gefrieren lassen würde für eine Erdgeschichte lang, in der Hagel und Finsternis einen Tagesablauf skizzieren dürften.

Daraufhin fragte ich mich, ob dieser Sachverhalt Grund genug sei, um das Bett schleunigst zu verlassen, aber ich stellte doch keine bemerkenswerte Unruhe an mir fest, obgleich ich, wie gesagt, auf ausgeprägte Weise gerührt war. Ich erzählte der an mich geschmiegt Katze das Gesehene, sah kurz darauf aber ein, daß sie ganz anders als ich davon betroffen sein würde, ja es vielleicht, wenn nicht beobachten, so doch erahnen könnte, und gab ihr einen Klaps auf den Hintern.

Dies schien sie als Aufforderung verstanden zu haben, sich von mir zu lösen, erhob sich miauend und streckend, und bedächtig, ganz so wie sie gekommen war, schritt sie vom Bett hinunter, mich dabei beobachtend, denn sie wähnte die Zeit der Fütterung gekommen.

Sie hatte mich überredet. Nun schlug ich die Decke zurück und setzte mich aufrecht hin, um mich noch im selben Atemzug vom Bett zu trennen. Ich folgte ihr in die Küche, wo ich aus der Speisekammer eine Dose mit Katzenfutter entnahm, deren Inhalt ich ihr in einem täglich sich zweimal wiederholendem Ritual servierte. Es besteht aus dem Schritt in die Kammer, um die Dose herauszunehmen, wobei die Katze stets eng neben mir bleibt, darin, die Dose zu öffnen, aus dem Tellerschrank eine porzellanene Schale zu entnehmen, wobei die Katze nun auf den Tisch springt, um meine Handlungen besser verfolgen zu können, so, als bestünden noch gewaltige Zweifel, daß dies für sie sei, und schlußendlich darin, ihr den fleischigen Inhalt ins Schälchen zu füllen, und dies auf dem Boden zu kredenzen.

Da sie nun einen Moment allein blieb, ging ich zum Bücherregal, und fischte den Brief hervor, der mich am Vortag erreicht hatte. Um ihn zu lesen, setzte ich mich auf's Bett, nachdem ich die zurückgeschlagene Bettdecke ordentlich ausgebreitet und glattgestrichen hatte. Ich las.

„Lieber R., ich bin angekommen an diesem Ort, wie man ein Ziel nur erreichen kann. Da ist der Übergang vom Unterwegssein zum Fremdsein, solange ungewiß ist, wie diese Stätte Einen je wird fühlen lassen. Das Glück ist keine leichte Sache, es ist sehr schwer, es in uns, und unmöglich, es woanders zu finden. Ha, dieser Satz würde sich wohl gut als Widmung eignen, zur Silberhochzeit, oder so. Ich würde ihn mir ins Buch schreiben, würdest du es nicht zufällig tun. Sei ganz lieb begrüßt von P.“

Aber auch der Brief kam mir an diesem Tag verändert vor, er klang in meinem Ohr nicht mehr genau so, wie er es gestern getan hatte. Vor einem Tag erschien er mir

als eine Herausforderung, als der feste Wille, die neue Umgebung als Weite zu interpretieren, und als der Beginn einer Versuchung, der man erliegen könne, je nachdem, wie sich das Leben dort einzuspielen gedenke. Doch ich kann nicht leugnen, daß aus der Weite der gestrigen Durchnahme nun schlicht Ferne entstanden war, und P.s Mitteilung hielt ich zum jetzigen Zeitpunkt für beängstigend pessimistisch, und ich fragte mich, ob es denn angehen könne, daß P. am Ort ihres Ankommens in eine schwarzseherische Stimmung geraten sein könnte, oder ob diese Sichtweise auf eine heutige Laune meinerseits zurückgeführt werden dürfe. Aber die eng beschriebene Kartonseite erlaubte hier keine endgültige Aufklärung, denn ein Brief verrät nichts über die Farbe der Augen, und es bleibt die Stimme des Absenders allein, die sich einem Leser vermittelt.

So fiel ein schneller Entschluß, P. zu schreiben. Und ich setzte mich vor meinen Schreibtisch, auf dem, der Zufall schien es so zu wollen, ein zugeklappter Briefblock seinen Aufgaben entgegenwartete, und senkte kurzerhand den Federhalter.

„Liebe P.! Sag, soll ich wirklich im Vornherein wissen, welchen Satz ich in dein Buch schreiben würde. Wäre er nicht gut zu überdenken, zu überschlafen vielleicht. Jeder Tag hat eine andere Perspektive, jeder auf's Neue. Gerade jetzt, im Unterschied zwischen gestern und heute, da ist mir dies besonders deutlich geworden. Der Lebensweg ist keine feste Straße, ist es daher möglich, ihn zu kartografieren? Wäre es überhaupt zu wünschen? Was meinst du? Meinst du es so...als Gedankensplitter...Alles Liebe. Dein R.“

Da ich es vernünftig fand, den Brief umgehend, noch mit der Abendpost, auf seinen Weg zu schicken, steckte ich ihn flink in einen Umschlag, den ich in einer Schublade des Schreibtisches vorfand, leckte eine passende Marke korrekt in die obere Ecke, und verließ ohne viel Umschweife das Haus. Plötzlich verspürte ich Eile, zumindest was den Gang zum Briefkasten betraf, handgeschriebene Zeilen, die man geflissentlich in ein Kuvert verklebt hat, sollte man nicht Staub anlagern lassen, könnte ich als Motiv erklären, doch war es wahrscheinlich eher die eigentümliche Spannung, die mich seit meinem allmählichen Erwachen vor gut einer Stunde ergriffen hatte, das mich vor die Türe trieb.

Das Leben auf der Straße wirkte ruhiger auf mich, als es das gewöhnlich um diese Uhrzeit vermochte. Immerhin war dies die Zeit des Feierabendverkehrs, zu der die Menschen von den Geschäften und Büros eilig nach Hause drängten, was gemeinhin tagtäglich dazu führte, daß sich eine Karawane Automobile im besseren Schrittempo durch die Straßenflucht schlängelte wie eine nervöse Raupe. Also war ich daher angenehm überrascht, als ich erkennen durfte, daß heute nur eher vereinzelt Menschen

den Gehsteig entlangspazierten, daß Autos mich nur in größeren Abständen und lockerem Gefolge passierten, so als wäre dieser Tag ein Sonntag im Kalender.

Es boten sich mir zwei Möglichkeiten, zu einem Briefkasten zu kommen. Der eine befand sich am Eckhaus mit dem türkischen Lebensmittelladen, bei dem ich mich gewöhnlich mit Eiern versorgte, obwohl diese dort recht teuer feilgeboten wurden, und obwohl ich Eier nie für mich allein behalten konnte, weil die Katze wiederum die Meinung vertrat, daß ich solche auf jeden Fall mit ihr teilen müßte. Dieser Weg hätte mich die Straße ein gutes Stück entlanggeführt. Der andere war jenseits des kleinen Parks zu finden, in den ich gleich an der ersten Ecke rechts hineinbiegen konnte, und dies tat ich an dem Nachmittag, von dem die Rede ist. Die Grünanlage erstreckte sich vor mir menschenleer, und so verlangsamte ich meinen eiligen Gang, und zog die Luft ein. Die Bäume am Rand wiegten ihr Geäst nicht mehr winterlich kahl, denn die ersten Blätter hatten begonnen, sich frühjährlich klein und zartgrün zu entrollen, und füllten doch noch keinen Laubmantel aus.

Hoch über mir erspähte ich gerade eine Formation heimkehrender Stare, ein Schwarm, der in unvergleichlicher Ordnung den Platz überquerend seines Weges zog. Im Herbst, wenn diese Vögel sich über den Häusern zum Aufbruch sammeln, sehe ich darin immer ein untrügliches Zeichen für die dunklere Jahreshälfte, stärker sogar, als jenes der Rötung des Waldes, und nun tauchten sie wieder über mir auf. Sie waren wieder da.

Das gab mir einen Ruck, und ich kehrte um und ging das kurze Stück zum Haus zurück, in der Absicht, diese, so schien mir, erwähnenswerte Beobachtung als Bemerkung in den Brief an P. einzufügen. Doch, so überlegte ich jetzt angestrengt, wie könnte ich darüber schreiben, denn welche Bedeutung mag dies Wahrgenommene wohl für P. an ihrem Ort haben, und welche mochten sich hieraus letztlich für mich ergeben. Konnte ich etwa nun glauben, der Vogelflug, und der daraus sich ergebende Gang der Welt, widerspräche meiner beim Erwachen gemachten Feststellung, das Licht der Sonne habe den Bücherschrank auf gekrümmter Bahn beschienen, und die letzte Nacht habe den Verlauf meiner, unser aller, Geschicke tangiert.

Wieder über den Schreibtisch gebeugt, riß ich den Briefumschlag unverzüglich auf, und setzte die folgenden Zeilen darunter.

„P.S. Die Stare sind angekommen. Gerade habe ich es gesehen. Als ich auf dem Weg zum Briefkasten war. Um den Brief an dich aufzugeben. Gerade da habe ich sie gesehen. Sie sind jetzt auch wieder hier. Hier auch wieder. Das ist doch wohl ein gutes Zeichen. Oder. Is doch wohl ein Zeichen. Ein Gutes “

Till Braven

Salut

„Nu zeig mal, was du hast.“ meldete sich Georg betont lässig, und biß anschließend gefräßig in den Superburger, den er sich mitgebracht hatte.

„Also paßt gut auf.“ Harry sah einen Augenblick von der Computertastatur auf, um Iris und Georg vielsagend zu mustern, „ich fand das Spiel auf einer Diskette bei den Sachen meines Vaters, und solche Dinger sind nie ohne.“ Worauf Harry sich, nicht weiter abschweifend, über die Tasten vertiefte, und den Vorgängen auf dem Monitor folgte.

„Aber seit wann beschäftigt sich denn dein Vater mit Computerspielen?“ fragte Iris verblüfft, erhielt jedoch lediglich unartikulierte Gemurmel zur Antwort.

„Es ist ein Geschichtsspiel,“ begann Harry nun eindrucksvoll zu dozieren, „man kann einen genauen Punkt in der Geschichte auswählen und an diesem Punkt dann einschreiten, Veränderungen vornehmen, selbst aktiv werden, und so vergangene Abläufe im Nachhinein steuern.“ Harry lachte triumphierend. „Und das is 'ne geile Sache, ihr werdet sehen.“

Iris blickte Georg fragend an, der ihren Blick verunsichert erwiderte und das letzte Viertel seines zusammengedrückten Hamburgers auf den Tisch neben den Computerplumpsen ließ.

„Aber ihr müßt auch ein bißchen mitmachen,“ fuhr Harry fort. „Deshalb hab ich euch hertelefoniert.“ Iris und Georg nickten ergeben und lauschten Harrys Ausführung.

„Ich habe der Einfachheit halber den 9. Dezember 1716 in Bremen gewählt. Dieser Tag war nämlich schon vorher von irgendjemandem angesteuert worden, und ist deshalb kinderleicht zu aktivieren. Also: Grade ist Zar Peter der Große mit einer russischen Delegation von Dresden kommend in Bremen eingetroffen. Man begab sich zum Haus des Bürgermeisters Schöne in der Obernstraße, um über eine Belebung der Beziehungen zwischen der Hansestadt an der Weser und Rußlands zu palavern.“

„Hey du Schlauberger, woher weißt du das alles. Seit wann interessieren dich Handelsbeziehungen aus dem Jahre 1718?“

„1716.“ verbesserte Harry. „Wir stehen vor dem 9. Dezember 1716. Leute, ich war in dem Programm schon kurz mal drin, deshalb kenne ich die Szene. - So, und nun

kommt der feierliche Augenblick, seid gefaßt, ich fahre ab.“ Und Harry drückte mit theatralischer Geste eine Taste.

Der Bildschirm verdunkelte sich kurzfristig, um dann, wie aus einem Kinofilm, den Blick auf das Bürgermeisterhaus freizugeben. Auf dem Dach glänzte in der Sonne der Schnee der letzten Nacht, fleißige Hände hatten die Straße und den Platz vorm Haus jedoch freigekehrt, den hohen Herrschaften hatte man Gestühl vor's Haus geschleppt, die darin nun Platz genommen hatten, Warmbier in verzierten Humpen dargeboten erhalten hatten, und von einer Schar Neugieriger begafft, begrüßt und beklatscht wurden. Vom Wall drang mit Getöse das Salutschießen herüber, dort wurde zu Ehren des hohen Gastes kräftig aus den Kanonenrohren gefeuert, beinah so laut und mächtig, als wolle man den Kaiser von Rußland vielmehr einschüchtern denn willkommen heißen. Der unterschwellig penetrante Lärm führte denn auch dazu, daß Bürgermeister Schöne, der den Stuhl rechts neben dem Zaren eingenommen hatte, sich zur Verständigung nah an die Schulter Peters des Großen herübergelehnt hielt, um das zu Sagende mehr oder weniger ins Ohr zuzuflüstern.

Nach einiger Zeit erhoben sich die Delegationen, die russische und die bremische, und man begab sich ins Haus, um im Geheizten die Intensivierung der Handelsbeziehungen und den Austausch von Erfahrungen zu verhandeln. Drei Bremer Kaufmänner, allesamt erfahren im Seeverkehrsgeschäft, sollten der gerade im Entstehen begriffenen russischen Handelsmarine auf die Sprünge helfen. Dagegen boten drei russische Architekten und Baumeister ihre Dienste zur Verschönerung des Bremer Stadtbilds an, so sollte der Turmbau am Dom endlich fertiggestellt werden, mit prachtvollen Zwiebeltürmen, natürlich.

„Und jetzt wird es furchtbar komisch.“ beendete Harry die Stille rund um seinen Tisch.

„Ja was denn?“ fragte Georg und blinzelte Iris dabei zu.

Die Szenerie auf dem Bildschirm entwickelte sich weiter, und genervt vom stetig andauernden Salutschießen sah man bald darauf hastige Bewegung im Hause des Bürgermeisters. Der Zar bestellte seine Karosse, und empört gestikulierend verabschiedete Peter der Zar sich, hieß seiner Gesandtschaft aufbrechen, und bei Einbruch der Nacht bewegte sich der Troß durch's betürmte Ansgaritor, in Richtung Vegesack davonziehend.

„Das ist der Ablauf der Geschichte.“ begann Harry die neuerliche Gesprächsrunde. „Wir sehen also, der russische Zar verließ Bremen wegen der nervtötenden Knallerei am Wall. Und daher kam es nicht zu dem geplanten Austausch der Gelehrten. Bremen erhielt keine russischen Baumeister, und kein einziger Bremer Kaufmann zog nach Petersburg. Eine Intensivierung der Beziehungen fand also nicht statt.“

Iris kicherte keck auf. „Mir schwant was! Laß mich raten. Harry, das Programm gestattet es, den Verlauf jenes Tages durch unseren Eingriff zu verändern...“

„...und simuliert dann die Auswirkungen auf die Gegenwart.“ ergänzte Georg unisono. Vor Freude ließ er seine Faust auf die Tischplatte fahren, wobei er den angegagten Hamburger nur knapp verfehlte.

„Ich glaube, es kommt viel besser,“ meinte Harry leise, „wenn mich nicht alles täuscht, dann werden die Veränderungen, die man hier am Computer vornimmt, sogar Wirklichkeit. Womit ich besagen will, es ist keineswegs bloße Simulation, es wirkt irgendwie tatsächlich.“

„Potzblitz!“ bemerkte Georg. „Is ja stark.“

„Also los. Dann greifen wir in die Geschichte ein.“ lockte Iris.

„Ich habe mich allerdings schon gefragt, wie wir die Auswirkungen unseres Eingriffs feststellen können.“ gab Harry schlau zu bedenken.

„Na, ganz einfach. Wenn unser Eingriff die Handelsbeziehungen zum zaristischen Rußland verändert, wenn wir bewerkstelligen, daß russische Baumeister hier ans Werk gegangen sind, dann,“ so sinnierte Iris, „wird sich das Bremer Stadtbild verändern, vielleicht sogar das Lebensgefühl als solches. Es wird auf jeden Fall spürbar sein, wir brauchen wohl nur wachsam zu beobachten.“

„Okay, was haltet ihr davon, wenn wir den Dom im Auge behalten. Immerhin sollte der Turmbau doch auf russisch fortgesetzt werden.“ setzte Harry sich ein, und fühlte sich schrecklich clever.

„Nichts leichter als das, behalten wir den Dom im Auge.“ triumphierte Iris sichtlich erfreut.

„Und ich behalte meinen Superburger, oder was davon übrig ist, im Blickwinkel.“ ergänzte Georg.

„Ich starte noch mal durch.“ Und Harry bediente wieder die Tasten an seinem Computer.

Der Bildschirm verdunkelte sich kurzfristig, um dann, wie aus einem Kinofilm, den Blick auf das Bürgermeisterhaus freizugeben. Als die hohen Herren sich ins Innere des Gebäudes begaben, um im Geheizten die Intensivierung der Handelsbeziehungen zu besprechen, drückte Harry flink einige Tasten. Auf dem Monitor erschien für einen Augenblick der Schriftzug „salut schiessen stop“, und in der Tat verstummte das dröhnende Kanonenfeuer im selben Moment. Daraufhin ging es im Hause des Bürgermeisters hoch her. Um die Wirkung des Warmbiers zu verstärken, ließ Zar Peter Wodka ausladen, und erst kurz vor Sonnenaufgang löschten die Domestiken die Lichter im Hause des Bürgermeisters.

„Hat sich jetzt etwas verändert?“ fragte Natascha gespannt. „Schaut doch mal, Leute.“

„Also meine angebissene Pirogge liegt immer noch neben dem Computer, und ist kalt genauso ungenießbar, wie eh und je.“ lautete Dimitris enttäuschter Kommentar.

„Selbst am Dom hat sich nichts getan.“ stellte nun auch Boris fest. „Wir hatten doch so gehofft, am Dom die Auswirkungen sehen zu können, wegen der russischen Baumeister, dabei wurde der Turmbau immer noch nicht beendet, der Südturm ist nach wie vor ein Stummel, und der andere trägt sein mickriges Uhrenhaus ohne die Spur einer russischen Zwiebelkuppel.“

„Dann funktioniert das Programm nicht wie erwartet.“ stellte Natascha lapidar fest.

„Nein, es hat nicht geklappt.“ mußte Boris eingestehen.

„Och schade. Es wär so toll gewesen.“ jammerte Dimitri.

„Am besten, wir machen die Sache wieder rückgängig,“ meinte Boris, „und lassen die Kanonen wieder feuern.“

„Aber wie wollen wir die Veränderung feststellen?“ fragte Natascha, und kratzte sich nachdenklich am Hinterkopf.

Till Braven

Der Schädel

Jetzt hat man mit meinem Schädel Fußball gespielt. Und ich habe wieder einen Namen. Auch kann ich der Art und Weise, in der man über mich spricht, entnehmen, daß ich zu einem Besitzer gekommen bin, doch darauf komme ich noch.

Es waren Bauarbeiten, die mich nach langer Ruhe wieder ans Tageslicht förderten. Als nämlich das eine Kaufhaus abgerissen wurde, um Platz zu schaffen für ein neues. In der obern Straße. Dazu wurde für's Fundament tief ausgeschachtet, unter Zuhilfenahme von Baggern und Raupen. So passierte es an einem heißen Sommernachmittag, daß ich, oder besser gesagt, mein Schädel, bleich von der Schaufel sprang. Das war gewiß recht rüde und weckte mich aus meinem kühlen Schlaf. Doch wer eine Zeit tief unten verbracht hat, darf gelassen bleiben.

Es gab sogleich ein großes Geschrei, quasi ein Hallo zu meiner Begrüßung. Da stieg der Arbeiter von seiner Maschine, als ich aus dem Erdreich gekullert kam, beugte sich ungläubig staunend zu mir hinunter, das sei ja die Höhe, rief er lauthals, und schon kamen auch die anderen herbei.

„Mensch Kuddel, das ist ein Mönch, weißte, ein Mönch ist das, du weißt doch, die haben hier früher ihre Mönche bestattet, weißt du doch, hier im Fußboden der Kirche, als hier noch die Kirche stand, und als es noch Mönche gab überhaupt.“

Da hatte ich wieder einen Namen. Sie nannten mich fortan der Mönch, was nicht korrekt ist, jedoch, wie sollte ich mich verständlich machen. Dann, als die Überraschung verdaut schien, wurde ich einer von ihnen, denn sie nahmen mich in ihre Mitte. Und spielten Fußball mit mir. Die Baugrube verwandelte sich in ein Spielfeld, in ihrer ganzen Größe, meinetwegen. Und die Menschen, die sonst in Eile an der Stelle vorbeigehen, nahmen sich Zeit, verharrten, und schauten dem Spiel zu. Sieh, da sei ein Schädel, ein Totenschädel, hörte ich Rufe, wenn auch vereinzelt. Denn die Menge blickte stumm, und dabei seltsam vertieft, als gäbe ich jenen etwas aus ihrer Erinnerung zurück. Die Menge also schwieg, denn so war es schon immer.

Mit einem Mal war das Spiel dann beendet. Da kam ein Ruf von oben, aus der gaffenden Schar, zuerst leise und zurückhaltend, doch schließlich mit kräftigem Organ. „Das ist doch ein Toter. Ja, könnt ihr Pack denn einen Toten nicht in Frieden lassen. Ein Skandal! Polizei!“

„Gebt ihn her.“ sagte darauf mein Entdecker, packte mich und ließ mich in seiner Bügeltasche verschwinden, neben der Thermoskanne mit dem Kaffeevorrat. Richtig

ausgebeult habe ich seine Tasche, und es verdunkelte sich erneut. Erst zuhause wurde ich wieder vorgezeigt, einer Person, die wohl seine Frau war. Vielleicht, so kam mir der Gedanke, war er verheiratet.

Also das müßte sie sich genau anschauen, meinte er mit Stolz in der Stimme, ja habe er selbst doch früh am Nachmittag diesen Totenkopf aus der Erde gegraben, es sei sicherlich der Rest eines Mönchs, denn sie hätten ja früher so Mönche weggeschafft, indem sie sie unter dem Kirchenboden ließen, das wisse sie doch ganz bestimmt, daß sie früher die Mönche einfach so...

Ich konnte ihm nicht einmal widersprechen, in diesem Punkt. Und ich verknüpfte mit dem meinem neuen Namen auch eine gewisse Ehre, war es doch eine Ehre, als Mönch aus dem Mittelalter zu gelten, für jemanden wie mich war es das ganz sicher. Aber mein Entdecker war getäuscht worden, soviel steht fest.

Obwohl es stimmt, daß dort, wo das eine Kaufhaus abgerissen worden ist, um Platz zu machen für ein neues, einmal der Ort einer Kirche war. Und ferner stimmt durchaus, daß Gottesmänner unter dem Kirchenboden bestattet wurden. Ich habe ihre Bekanntschaft gemacht. Doch in dieser Kirche fand kein Mönch seine letzte Ruhe, hier war kein Mönch. Ich muß es ja wissen, auch ich kam hinzu. Hartwig der Zweite war unter die Steinplatten gesenkt worden, doch gewesen ist er Erzbischof, und der Gründer und Bauherr der Kirche. Indes, die feierliche Prozession zur Einweihung fand jenseits seines Lebens statt, und den gewaltigen Anblick seines Tempels, den ein Turm von 324 Fuß überragte, sahen viele Augen, nicht aber die seinen.

Auch ein Gewölbebauer durfte in diesem Erdreich vermodern, das Schicksal riß ihn aus seiner Tätigkeit, als im Jahre 1243, nur ein Jahr vor der feierlichen Eröffnung, sein frisch gemauerter Bogen haltlos auf ihn einstürzte, und er erschlagen ward.

Doch deshalb nannten sie mich Mönch, deretwegen. Sie haben dabei übersehen, daß ich keineswegs eine derart alte Leiche bin, oder was davon übriggeblieben ist. Ich bin jünger noch als Arnd von Gröpelingen, viel jünger, aus einer sehr viel späteren Epoche.

„Igitt, den kannste für dich behalten.“ lautete die Reaktion der Frau meines Entdeckers, und sie wandte sich von mir ab. „Du hast echt nich mehr alle Tassen im Schrank.“ Kuddel beeindruckte das kein bißchen, und er nahm seinen Hemdsärmel und wischte damit den Sand aus meinen Ritzen. Ganz behutsam öffnete er mir die Kiefer und ließ seinen Zeigefinger sanft über mein Gebiß streichen.

Ja, auch Arnd von Gröpelingen fand ich als meinen Nachbarn. Der soll Ritter gewesen sein, und soll sich gegen seinen Stand und für die Freiheit der Bürger eingesetzt haben. Ich weiß das vom Hörensagen. Seine Genossen jedoch verübelten ihm diese Haltung derart, daß er, auf dem Krankenlager schon, den Dolch seines Häschers empfing. Da wollte sich sein Diener im letzten Augenblick noch schützend über ihn werfen, doch die Dolchstiche trafen tödlich, anno 1304, den Herrn wie den Knecht. Und die Bürger wurden nicht freier von der Obrigkeit. Doch sie mauerten den Sarg des Ritters stehend in die Wand. Lange vor meiner Zeit, denn ich bin in Wirklichkeit kein Mönch aus dem Mittelalter.

Eigentlich war es der Zufall, der mich an die Kirche führte. Ja, sie stand noch da, zu meiner Zeit. Damals stand noch die Kirche, und nicht das Kaufhaus. Es war ein kühler Abend am ersten September, und der Wind schob immer wieder Wolken vor die aufgehende Mondscheibe, die rund und voll in die Dunkelheit eintrat. Ich irrte umher, denn es war Krieg, und ich war noch so jung, gerade siebzehn, und verliebt war ich auch. Anne hieß sie, meine Angebetete, doch nun sollte uns der Abschied schmerzen, denn ich mußte fort, schließlich war Krieg, und die Heimat sei bedroht, so sagte man. Da wußten wir nicht, worüber wir reden sollten zum Abschied, und als ich ihren Arm entgleiten ließ, um fortzugehen, da hob sie plötzlich mit beiden Händen ihre Bluse an und sagte: „Schau mal, was ich hier habe.“ Und so ging ich, und wollte doch nicht fort. Ich war doch noch so jung, siebzehn man gerade, doch es war schließlich Krieg, und so tappte ich umher, als ich zu der Kirche kam.

Jetzt bückst du dich, war mein Gedanke, denn auf mich wartete doch nur der Krieg.

Doch da kamen die Bomber, was die Luft erdröhnen ließ, und binnen weniger Momente war der Himmel rot vom Feuerschein, und der Mond verschwand hinter den beizenden Rauchschwaden. So trat ich in die Kirche, denn ich wußte nicht wohin, und schon klangen die Explosionen wie aus der Ferne, und das Flammenmeer verwandelte sich in einen gemütlichen Schein, welcher von jenseits der hohen Fenster flackerte, hinter den dicken Mauern.

Ich kauerte mich in eine Ecke, und lehnte mich gegen meinen Rucksack. Aber die Kirche war kein sicherer Ort, nicht in dieser Nacht. Zuerst knickte der Turm um und stürzte berstend durch das Dach des Kirchenschiffs. Da brach auch das Gewölbe zusammen, das schon seinen Erbauer begraben hatte. Und nun verschüttete es auch mich. Wie ich so dasaß, an meinen Rucksack gelehnt. Da brach das Gewölbe zum letztenmal, wo ich nun dasaß.

Ich war nicht sofort tot. Es hat noch ein wenig gedauert. Aber was macht das schon. Noch lange blieb ich so hocken, angelehnt an meinen Rucksack, bis der Schutt plattgewalzt wurde. Niemand bemerkte, daß mein Kopf dabei ins Erdreich abglitt, und sie erbauten das Kaufhaus an dieser Stelle.

„Wir können ihn als Aschenbecher nehmen.“ sagte mein Entdecker zur Frau. „Oder warte - ich bastel eine Lampe aus dem Schädel. Stell dir vor, rote Glühbirnen leuchten aus seinen Augenhöhlen.“ Er lachte laut auf. „Mensch, das ist doch der echte Horrortrip. Eine Fete, und dann so eine Lampe. Mit roten Lichtern aus den Augenhöhlen.“

Emsig polierte er immer noch meine Platte mit dem Hemdsärmel. Ich fand die Idee gar nicht so abstoßend, als Horrortrip mit roten Lichtern aus den Augenhöhlen. Wäre mir recht.

Till Braven

Frau Wüstefeld bekommt Besuch

Frau Wüstefeld erwachte. Sie erhob sich, ohne einen Blick auf die Uhr zu werfen, und ging zum Fenster. Sie öffnete das Fenster, und lehnte sich ein Stück hinaus.

Der Anblick war gewöhnlich. Eine Seitenstraße, die man als ruhig beschreiben dürfte, mit Häusern zu beiden Seiten, von jener Art, für die sich das Wort Altbauten gebildet hat.

Viel zu sehen gab es nicht, obwohl es nicht mehr ausgesprochen früh am Tag war. Es standen Autos dicht an dicht geparkt, dort ging jemand, der eine Einkaufstasche in der Hand trug, gerade den kurzen Aufstieg zu einem Hauseingang hinauf, von weiter weg hörte man Kinder schreien und lachen, doch befanden diese sich nicht im Blickfeld der Frau Wüstefeld.

Im Haus gegenüber, im ersten Stock, so bemerkte Frau Wüstefeld, waren die Fenster ohne Gardinen.

„Diese Klatschbase.“ sagte Frau Wüstefeld zu sich, „Schon wieder ist sie dabei, ihre Gardinen zu waschen. Wie oft sie nur. Ist doch kaum her.“

Dann fiel ihr Blick auf die Fenster der Wohnung schräg darüber, und verharrte hier eine Weile.

„Der liebe Herr Wörth. Mein verehrter Herr Wörth.“ murmelte sie.

Der Bewohner jener Etage war ein pensionierter Lehrer, der Frau Wüstefeld auf's beste bekannt, denn des öfteren begleitete sie ihn ins Konzert, ins Schauspiel, oder, wenn das Wetter dazu einlud, so ging man gemeinsam spazieren. Stets war es Herr Wörth, der die Initiative einbrachte, der die Idee zu einer Unternehmung vortrug.

„Ich bin viel zu träge dazu.“ sagte sie leise zu sich selbst.

„Seien Sie doch nicht immer so träge. Frau Wüstefeld, nicht so träge.“ versuchte Herr Wörth ihr manchmal zuzureden, doch es half nicht viel.

In diesem Augenblick, als sie so hinüberschaute zu der Wohnung des Herrn Wörth, da fiel ihr etwas ein, und sie drehte sich vom Fenster ab, und schaute auf die Uhr beim Bett. Doch der Wecker schien stehengeblieben zu sein.

„Ja, ist der Wecker wohl schon wieder stehengeblieben.“ dachte sie, und verließ das Zimmer.

„Ich möchte nur wissen, wie spät es ist.“ sagte sie sich, als sie in die Küche ging, um zu sehen, was die Uhr anzeigen möge. Doch als sie dort angelangt war, hatte sie vergessen, warum sie die Küche zu betreten gedacht hatte, und machte kehrt, um ihre Morgentoilette zu erledigen, und um sich anzukleiden.

„War mir nicht so, als hätte ich heute eine Verabredung.“ dachte Frau Wüstefeld schon die ganze Zeit. „Ja, richtig, Herr Wörth hatte sich nachmittags zum Kaffee angesagt.“

„Wieder Herr Wörth.“ sagte sie. „Herr Wörth hat sich zum Kaffee am Nachmittag geladen. Aber es ist noch Zeit bis dahin, ich bin ja gerade erst aufgestanden. Doch ich werde schauen müssen, ob ich genügend Kaffee im Hause habe, sonst muß ich zuvor noch raus.“

Sie ging aus der Wohnung und die Treppe hinunter, um zu sehen, ob es heute Post für sie gegeben hatte, ein Brief von der Tochter vielleicht, die schrieb doch regelmäßig, aber an diesem Tag war der Briefkasten leer.

„Die Tratschtante von gegenüber wird sicherlich wieder bemerken, daß Herr Wörth zu Besuch bei mir ist.“ dachte sie, als sie die Stufen zurück hinaufstieg. „Sie wird natürlich zufällig gerade in jenem Moment am Fenster hängen, um die frisch gereinigten Gardinen anzubringen, in dem Herr Wörth die Straße überquert, und hier durch die Türe tritt. Wenn ich noch daran denke, was für ein schreckliches Gerede sie in die Welt gesetzt hatte, nachdem der verehrte Herr Wörth mir einen Heiratsantrag gemacht hatte.“

Aber das war schon vor langer Zeit gewesen. Vor zehn Jahren, vor etwas mehr, oder auch etwas weniger, war Herr Wörth zu Frau Wüstefeld hinaufgegangen, und hatte gesagt: „Sehr geehrte Frau Wüstefeld. Wir leben nun beide allein in einer Wohnung, jeder für sich. Und wir treffen uns nur manches mal, was nicht sehr häufig ist, und da dachte ich, liebe Frau Wüstefeld, wenn wir unsere zwei Einsamkeiten zu einer Zweisamkeit, Sie wissen was ich meine.“

„Ach ja, Herr Wörth, natürlich verstehe ich Ihren Gedanken.“ hatte sie geantwortet, und möglicherweise hatte sie ihn damit unterbrochen. „Doch Sie kennen mich schließlich, und wissen um meine schreckliche Trägheit, und wie ungemein schwierig mir diese Entscheidung darum fallen würde.“

Und so war es so geblieben.

„Nein, was mußte ich hören.“ begann wenige Tage später die Klatschtante auf offener Straße. „Sie und unser Herr Wörth. Na, das hätte ich ja nicht gedacht. In Ihrem Alter. Ja, er ist doch nicht mehr der jüngsten Einer, da will so ein Schritt allerdings sehr wohl überlegt sein, finden Sie nicht. Denken Sie nur, heute noch im zweiten Frühling, und dann schwupp, von heute auf morgen, kommt ein Gebrechen nach dem andern zum Vorschein.“

„Nun zerbrechen Sie sich man nicht den Kopf.“ hatte Frau Wüstefeld bestimmt geantwortet, eigentlich, weil ihr das Gerede mißfiel, doch auch, weil sie Spaß daran verspürte. Und so erfand sie den Gezeitenforscher.

„Herr Wörth, na ja.“ fuhr sie fort. „Immerhin ist er ja pensionierter Lehrer, und hat sein Auskommen. Doch kein Vergleich zu einem Gezeitenforscher, oder.“

„Nein, wirklich.“ rief die Klatschtante. „Wie entzückend. Ein Gezeitenforscher. Ja, kennen wir den. Ja, was macht denn ein Gezeitenforscher.“

„Sollte ich vielleicht einen Kuchen backen, wenn Herr Wörth zu Besuch kommt. Noch ist ja Zeit.“ sagte sie im Selbstgespräch. „Und habe ich nicht meistens einen Kuchen kredenzt, wenn Herr Wörth zum Kaffee gekommen war. Ich muß es mir noch überlegen, solange es Zeit ist, und ich werde eine Entscheidung zu treffen haben. Andererseits, gibt es denn einen Anlaß?“

„Was macht denn ein Gezeitenforscher?“ hatte sie gefragt, als dieser zum ersten mal bei ihr aufgetaucht war. „Erinnerst du dich noch.“ lachte sie still, „als du den Gezeitenforscher erfunden hattest, da hast du dich sofort gefragt, was ein solcher Forscher wohl mache, was er wohl für eine Aufgabe zu lösen habe, welcher Art die Probleme, die sich ihm stellten.“

„Ein Gezeitenforscher,“ gab er zur Antwort, „erforscht selbstredend die Gezeiten. Oh, die Gezeiten sind etwas sehr Merkwürdiges, etwas geradezu Geheimnisvolles, etwas sehr, sehr Geheimnisumwittertes. Sie können es mir glauben.“

„Am besten, ich mache mir einen Zettel.“ überlegte sie. „Ich werde schaun, ob genug Kaffee im Haus ist, und ich werde nach den Zutaten für einen Kuchen sehen. Und alles, was fehlen sollte, oder was knapp sein könnte, schreibe ich auf einen Zettel.“

„Nein, wirklich, ich hatte selten das Vergnügen, einen so ausgemachten Blödsinn zu vernehmen.“ lachte Herr Wörth, als sie ihm vom Gezeitenforscher erzählte. „Sehr verehrte Frau Wüstefeld, wie sind Sie nur auf eine solche Idee gekommen. Und Sie meinen das völlig ernst?“

„Unter Gezeiten versteht man, was der Laie als Ebbe und Flut wahrnimmt.“ hatte der Gezeitenforscher gesagt. „Das immer wiederkehrende, regelmäßige Ansteigen und Absinken des Meeresspiegels.“

Im Laufe der Zeit, so wie die Wochen und Monate vergingen, kam der Gezeitenforscher stets zurück. Er war nicht nur das eine Mal, im Moment seiner Erfindung, zugegen gewesen, er kam seitdem weiterhin unverhofft. Auch er kam zum Kaffee, und bekam, an manchen Tagen und wenn es passend erschien, einen selbstgebackenen Kuchen gereicht, damit seiner Anwesenheit ein gemütlicher Rahmen geschenkt werde.

„Es ist ja alles gut und schön, Frau Wüstefeld.“ versuchte Herr Wörth eines Tages klarzustellen. „Haben Sie denn den Gezeitenforscher nicht erfunden, um der Klatschtante von gegenüber Kopfzerbrechen zu bereiten. Darüber, daß es offensichtlich Lebensläufe in der Straße gibt, die ihr entgehen, und dies in der vollen und, wie ich meine, berechtigten Absicht, um ihr zu verstehen zu geben, daß es Dinge gibt, die ihr sogar entgehen sollten, unserer Meinung nach.“

„Ach lieber Herr Wörth.“ hatte sie erwidert. „Er ist ein hochinteressanter Mensch. Ich hätte ja nie gedacht, was ein Gezeitenforscher alles weiß. Nein wirklich, ich habe vor kurzem ja nicht einmal gewußt, daß es die ernste, die vollkommen ernste und seriöse Wissenschaft der Gezeitenforschung überhaupt gibt, und auch nicht, welche Forschungsinhalte von ihr untersucht und gelehrt werden.“

„Es sind unvorstellbare Kräfte, die Gezeitenkräfte.“ hörte man wieder die Stimme des Gezeitenforschers sanft und verständnisvoll. „Wir wissen heute, daß es Auswirkungen der Gravitation des Mondes, und zu einem kleineren Teil der Sonne sind, die auf der Erde die Gezeiten herbeiführen. Und diese Kräfte haben das Bild der Erde von Anbeginn an geformt und verändert.“

„Es handelt sich dabei durchaus um zerstörerische Kräfte.“ wiederholte Frau Wüstefeld die Worte des Gezeitenforschers aus der Erinnerung.

„Frau Wüstefeld.“ ermahnte Herr Wörth.

„Es handelt sich dabei durchaus um zerstörerische Kräfte.“ hatte der Gezeitenforscher vor einiger Zeit erklärt. „Die Küstenlinien werden seit Jahrmillionen von den Meereskräften, die ihnen durch die Gezeiten innewohnen, ausgespült, weggewaschen, umgeformt. Man kann es als das schöpferische Werk der Gezeiten ansehen, daß sich das Bild der Erde stets in recht jungem geologischen Gewand zeigt. Im Vergleich zum übrigen Planetensystem. Durch die Gezeiten.“

„Wäre es nicht eine Wohltat,“ hatte Frau Wüstefeld daraufhin einzulenken versucht, „mein Herr Wörth, wenn es ihn tatsächlich gäbe, den Gezeitenforscher, wenn er nicht bloße Erfindung meinerseits, wie Sie es nennen, wäre, sondern wenn er wahrhaftig unter uns sein könnte, zu unseren Kaffeenachmittagen, oder zu unseren Konzertabenden.“

„Ich glaube kaum, Frau Wüstefeld, daß ich die Lust verspürte, mit Ihrem Hirngespinnst in ein Sinfoniekonzert zu gehen.“ lautete Herrn Wörths Antwort bestimmt und barsch. „Ohne Zweifel würde ich die Gesellschaft von Menschen aus Fleisch und Blut vorziehen.“

Sie schaute in den Küchenschrank, ob ausreichend Kaffee vorhanden war, ob es Mehl und Zucker und Backpulver im Hause gibt, und sie warf einen Blick in den Eisschrank, ob sie dort etwas entdecken würde, was als Zutat für einen Kuchen genommen werden könnte.

„Wenn ich einen Apfelkuchen backen möchte,“ zog sie Bilanz, „dann muß ich aus dem Haus und Äpfel besorgen. Bereite ich jedoch einen Topfkuchen, einen mit Schokoladenguß zum Beispiel, so könnte ich mir einen Gang auf die Straße ersparen.“

Und so reifte der Entschluß, für den Nachmittag, für den sich ja Herr Wörth angekündigt hatte, einen Topfkuchen zu backen.

„Ohne Zweifel würde ich die Gesellschaft von Menschen aus Fleisch und Blut vorziehen,“ hatte Herr Wörth gesagt. „Wir müssen doch realistisch bleiben. Solch ein Traum vom Gezeitenforscher, wie er Sie, Frau Wüstefeld, beschäftigt, das will ich doch als pubertäres Getue halbreifer Mädchen abhandeln, unwürdig, ja widersprechend unserer ganzen, fortgeschrittenen Lebenserfahrung.“

„Nun, der wird sich wundern, der Nachbar von gegenüber.“ lächelte sie, als sie damit begann, den Teig zu rühren.

Denn als der Kuchen fertig und soweit abgekühlt war, daß sie ihn auf eine Platte umstülpen und mit Schokolade begießen konnte, als sie den Tisch in der Stube mit drei Gedecken herrichtete und das Kaffeewasser auf den Herd setzte, da erwartete sie längst

zwei Besucher, wohl wissend, daß der Eine aus allen Wolken über die Präsenz des Andern fallen dürfte.

Herr Wörth kam stets pünktlich, meist sogar auf die Minute genau. Frau Wüstefeld führte dies auf die Tatsache zurück, daß es sich bei dem Freund schließlich um einen Lehrer im Ruhestand handelte, somit um jemanden aus einem Personenkreis, zu deren Berufung eine gewisse, und zumeist geachtete, Vorbildfunktion gehörte.

Heute war es nicht anders. Das Läuten von der Wohnungstür kam im erwarteten Augenblick. Frau Wüstefeld ging ihm entgegen und öffnete. Lächelnd sagte sie: „Nur hereinspaziert, verehrter Herr Wörth, wir erwarten Sie bereits ungeduldig.“

Dieser schickte sich an, einen mitgebrachten Strauß Blumen noch schnell und raschelnd vom Papier zu befreien, um ihn darauf, sich andeutungsweise verbeugend, als Mitbringsel zu übergeben. „Sie sehen wieder bezaubernd aus, Frau Wüstefeld.“ sprach er zur Begrüßung aus.

„Also kommen Sie.“ forderte Frau Wüstefeld, „der Kaffee ist frisch und heiß, und es gibt Topfkuchen. Den müssen Sie probieren, und mir natürlich sagen, ob er gelungen ist.“

So drückte sie ihn mit der linken Hand in ihr Wohnzimmer hinein, während sie die Schnittblumen in der rechten hielt.

„Sehr schöne Blumen, Herr Wörth. Ach, hier muß doch irgendwo eine Vase sein.“

Doch Herr Wörth zögerte eine Sekunde lang, den Raum zu betreten, denn er gewahrte, daß bereits ein Gast an der Kaffeetafel Platz genommen hatte.

„Darf ich vorstellen.“ sagte Frau Wüstefeld, während dessen sie mit einer Vase, die sie der Kredenz entnommen hatte, hantierte. „Darf ich vorstellen.“ wiederholte sie kurz, und fügte hinzu: „Doktor Blanz, seines Zeichens Gezeitenforscher. Herr Wörth.“

Doktor Blanz erhob sich nun aus dem Sessel, und streckte dem Ankömmling seine Hand grüßend entgegen. „Sehr angenehm.“ murmelte er.

„Ich bin hoch erfreut.“ ließ Herr Wörth vernehmen. „Schon viel von Ihnen gehört, hätte nie gedacht, daß man sich so bald begegnet.“

„Da sind sie baff, nichtwahr.“ freute sich Frau Wüstefeld. „Aber nehmen Sie doch zuerst einmal Platz, ja setzen Sie sich, beide, und lassen Sie sich ein Stück Kuchen schmecken, habe ich den doch extra für diesen Nachmittag gebacken.“

„Also, das laß ich mir nicht zweimal sagen.“ verkündete der Gezeitenforscher, und übernahm prompt die Aufgabe, auf jeden der drei Teller ein Stück Topfkuchen zu heben.

Herr Wörth richtete seinen Blick ungläubig mal an den Gezeitenforscher, mal zu Frau Wüstefeld hinüber. Er sah beide kuchenessend. Besonderes Augenmerk ließ er dabei den Händen des Gezeitenforschers zukommen. Jene Hände, die die Kuchengabel führten, zum Mund und wieder zum Teller, um ein weiteres bißgerechtes Stück abzutrennen, und wieder zum Mund zurück.

„Arbeiten Sie viel draußen als Gezeitenforscher, Herr Doktor.“ fragte Herr Wörth plötzlich. „Draußen in der Natur, an der Küste.“

„Das eigentlich nur im Urlaub.“ antwortete der Gezeitenforscher und lachte. Frau Wüstefeld lachte auch. „Ich bin mehr Theoretiker.“ fuhr der Gezeitenforscher fort. „Untersuche Gemeinsamkeiten und Grenzen zu den übrigen Wissenschaften. Biologie, Geologie, Mythologie, Astronomie, Sie verstehen. Das bedeutet für den Alltag Tagungen, Symposien, simultane Simulationen und so weiter.“

„Sagen Sie bloß.“ meinte Herr Wörth. „Das mit der Biologie interessiert mich. Ich war nämlich Lehrer, müssen Sie wissen, vor meiner Pensionierung.“

„Nun, die Gezeiten, der ewige Wechsel von Ebbe und Flut, hat das Leben auf der Erde erst ermöglicht. Denn die Gezeiten, und die daraus resultierenden Meeresströmungen, haben die ersten Einzeller über große Strecken transportiert, haben sie vom Wasser ans Land gespült, und so ihre globale Verbreitung ermöglicht, sie neuen Lebensräumen zugeführt.“

„Haben sie neuen Lebensräumen zugeführt.“ fiel Frau Wüstefeld ihm ins Wort. „Hätten Sie das gedacht, Herr Wörth.“

„Aber, wenn mir die Bemerkung gestattet sei,“ fuhr der Gezeitenforscher fort, „so sind wir heute doch nicht versammelt, um über Ebbe und Flut zu plaudern, sondern um diesen köstlichen Kuchen...“

Und so wechselte die gemütliche Runde das Thema.

Till Braven

Sechs Tage im November

Ich will nicht vergessen, was mir geschehen ist.

Achter November.

Ich trete aus dem Haus auf die Straße, und spüre, daß es ein kalter Tag werden dürfte, der erste frostige in diesem Herbst. Bevor ich losgehe, drehe ich mich noch einmal um, und lasse den Blick kurz über die Nachbarhäuser ziehen, dies habe ich mir in letzter Zeit angewöhnt. Mein Weg führt mich dann ein kurzes Stück zur Bushaltestelle, so wie an jedem Morgen.

Dort leide ich bereits unter dem seichten Wind, denn der Mantel, den ich eilig vor dem Weggehen übergestreift habe, erweist sich als zu dünn für die heutige Kälte. Doch zum Umkehren ist es zu spät, den Gedanken an ein wärmeres Kleidungsstück muß ich kurzerhand verwerfen, denn der Bus folgt seinem Fahrplan, und sollte daher jeden Moment auftauchen. So stehe ich und warte.

Man wähnt sich wohl in Sicherheit, wenn man steht, und das Auftauchen eines Busses erhofft. Ein solches Weilchen enteilt ohne geschärfte Sinne, gerade am Morgen, wenn der Schlaf noch nicht vollständig gewichen ist. Dann achtet man auf die Abläufe um einen herum nur wage, zumal diese sich gleichen von Tag zu Tag, und bemerkt die Ereignisse lediglich am Rande.

So stoppt eine hellgraue Limousine am Fahrbahnrand in Höhe der Haltestelle, ohne meinen Argwohn zu wecken. Ich nehme zwar ebenfalls zur Kenntnis, daß ich aus dem Innern gemustert, beäugt und beobachtet werde, doch wer auf den Bus wartet, schöpft nicht sofort Verdacht. So verstreichen ein paar Sekunden des Nichtstuns.

Ich beobachte noch, daß auf der gegenüberliegenden Straßenseite eine Frau entlang spaziert, der ich auf diese Art an all den Tagen begegne, an denen ich morgens auf den Bus warte. Ich vermute wohl richtig, daß sie in der Nachbarschaft wohnt, und sich auf dem Weg zum Bäcker befinden dürfte.

Da öffnen sich die Türen des Automobils und heraus steigen zwei Männer, beide schätzungsweise jünger, als ich es bin. Sie gehen geradewegs auf mich zu, und reden mich an.

„Sie sind Herr Braven, wie wir annehmen?“

„Der bin ich.“ antworte ich nickend.

„Till Braven?“

„Ja, genau.“ murmele ich.

„Dann müssen wir Sie bitten, mit uns zu kommen.“

Nun betrachte ich die beiden genauer. Der, welcher die Fragen stellt, hat sich mir bis auf ein kurzes Stück genähert, während sich der zweite, eher lauernd, etwas mehr im Hintergrund aufhält. Sie sind nahezu identisch gekleidet, von dunklen Mänteln umhüllt, die mir, so wie meine eigene Kleidung, für die morgendliche Kühle zu schwach erscheinen.

„Warum?“ frage ich nach kurzer Überlegung.

„Wir haben den Auftrag, Sie vorzuführen.“ sagt der Vordere und legt ein Lächeln ins Gesicht, das seine Zähne entblößt.

„Warum?“ frage ich erneut, „ich warte hier auf den Bus, wie jeden Morgen.“

„Das wissen wir.“ erwidert der Sprechende, „wir haben diesen Moment schließlich abgepaßt.“

„Dann kennen Sie also meine Identität. Warum also die Frage nach meinem Namen?“ möchte ich erfahren.

„Das ist reine Formsache, muß sein.“ Und nach einer kurzen Pause fügt er hinzu: „Darf ich Sie nun bitten, in unser Fahrzeug einzusteigen.“

„Wir sind nämlich nicht befugt, Ihnen Auskünfte zu geben.“ Mit diesen Worten griff nun auch der Entferntere ins Gespräch ein. „Sie werden in Kürze den Grund erfahren, nur Geduld, folgen Sie uns vertrauensvoll.“

„Kann ich das denn?“ frage ich unsicher.

„Aber natürlich!“ antworten beide wie im Chor.

Kurz überlege ich nun, ob es Zweck haben würde, die Festnahme mit Einwänden hinauszuzögern. Zwar hätte ich davon reden können, daß ich schließlich auf dem Weg zur Arbeit sei, und daß man mich dort im Büro in Kürze erwarten würde, doch ich war mir just sicher, daß meine Gegenüber auch darauf eine durchdacht scheinende Antwort parat hätten, und ließ daher auch die Frage unter den Tisch fallen, ob ich zuvor telefonieren dürfe, um mich zu verständigen.

So gehe ich die wenigen Schritte zum Auto durch das Spalier meiner beiden Verhafter. Sie lächeln, und ihre Hände beschreiben mit einladender Geste, mich im Fond des Wagens niederzulassen.

Als sich das Fahrzeug zuerst in dieselbe Richtung in Bewegung setzt, die auch der erwartete Bus genommen hätte, schweift mein Blick wieder zu den Nachbarhäusern, bis die erste Seitenstraße passiert ist. Schließlich hätte es durch einen Zufall sein können, daß ich jemanden sehe, der mir vertraut ist, wenngleich auch nur durch eine zugegebenermaßen recht unwahrscheinliche Fügung. Und daß auch ich von ihr gewahrt werde, in diesem Moment, in dem mich jenes Auto abtransportiert.

Doch entdecke ich sie nicht.

„Wohin werden Sie mich überhaupt bringen?“ frage ich noch, dabei erwarte ich jedoch keineswegs eine ausführliche Antwort. Ich höre nicht einmal mehr richtig zu, als man mich erneut auf das bevorstehende Gespräch verweist, welches der Vorgesetzte mit mir zu führen beabsichtigt, sondern schweife in meinen Gedanken ab, während die Fahrt deutlich einem Ziel in der Innenstadt entgegen strebt. Im Innern der Limousine ist es angenehm warm, und der eisige Wind, der an der Haltestelle durch meine Kleidung gezogen ist, kann mir nichts mehr anhaben.

Es war an einem Maitage, an dem ein klarer blauer Himmel die wärmenden Strahlen der Mittagssonne durchließ, weshalb ich mich mit einem Magazin lesend auf meinem Balkon niedergelassen hatte, um, in Lektüre versunken, zu entspannen. Dazu hatte ich mir, der Gemütlichkeit im Sonnenschein willen, einen Becher Tee kredenzt. So schaute ich, eher unbewußt, von Zeit zu Zeit auf, verließ für einen kurzen Augenblick das Heft vor mir, nahm einen Schluck, und ließ den Blick in die Ferne schweifen. Der wurde vom Anblick der Anwohnergärten eingefangen, die sich in blühender Fülle farbenfroh zeigten.

Da sah ich sie zum erstenmal. Im Nachbargarten des Nachbarn stand sie, kurzärmelig aber mit langem Rock bekleidet, an einer Sonnenblume, die einen Kopf kleiner schien als sie selbst, und strich mit der Hand vorsichtig über die Blüte. So sah ich sie das erstmal.

Nun mag es sein, daß sie mich bei dieser Gelegenheit selbst gar nicht bemerkt hatte. Aber später tauschten sich unsere Blicke aus, und signalisierten dies durch einen Wink. Noch verging aber ein gutes Jahr, ehe wir auch miteinander sprachen, und ich ihren Namen erfuhr.

Und ich trank einen kräftigen Schluck, und ich stellte den Becher vor mich auf den Tisch, und ich fand wieder zu der Zeitschrift zurück und las. Doch da war jetzt jemand, dort in dem Haus halb visavis, und hatte diesesmal den Garten in einem langen Sommerrock durchquert, vorbei an den Apfelbäumen, zunächst an dem größeren, schließlich an dem kleineren dahinter, bis zu jener Sonnenblume.

Neunter November.

Ich erwache, und spüre sofort, daß also nichts geträumt ist. Da liege ich in einem Raum von kühl nüchterner Umgebung auf einer Liege, die aus einer harten, dünnen Unterlage in einem Stahlrahmen besteht. Mein Blick tastet schläfrig die Decke ab, von der eine nüchterne Lampe mit einer Milchglaskugel herabhängt. Die Lampe brennt, und ich orientiere mich in ihrem Schein.

Die vier Wände, innerhalb derer ich mich wiederfinde, geben sich grob verputzt, und haben, wenn überhaupt, vor langer Zeit einen letzten Anstrich verpaßt bekommen. So vermag es auch das Glühlampenlicht von der Decke nicht, die Trostlosigkeit, in der dieser Morgen beginnt, zu vertreiben. Vom Fenster her, das in die Außenwand in Übermannshöhe eingelassen ist, so daß es unmöglich erscheint, nach draußen zu

gucken, dringt kein Tageslicht an den Ort. Daher wird mein Schlaf zu einem Zeitpunkt beendet gewesen sein, noch bevor die Sonne aufsteigen dürfte.

Ich will die Stunde wissen, aber am Handgelenk befindet sich nicht wie gewohnt die Armbanduhr, und ich besinne mich kurz des gestrigen Tages, da man mir meine diversen Gegenstände abgenommen hat, um sie während meines Aufenthalts statt meiner zu verwahren.

Also entschieße ich mich weiter zu schlafen, und wenn es dagegen ein inneres Sträuben geben sollte, so doch einfach zu ruhen, zu dösen, nicht anzuspannen, sondern vielmehr die kommenden Dinge zu erwarten, wenn möglich in vollkommener Gelassenheit. Ich solle ein bißchen Geduld mitbringen, mehr nicht, so ist es mir gesagt worden am gestrigen Tag, man benötige von mir ein paar Angaben, mehr wirklich nicht, ich würde einfach gebeten werden, einige Details zu erläutern, auf die eine oder andere Frage einzugehen, um in einer schwierigen Untersuchung hilfreich zugegen zu sein.

Daher liege ich. Auf dem Rücken liege ich, und verschränke die Arme hinterm Kopf. Ich halte die Augen geschlossen und will nichts bewerten, an nichts Bestimmtes denken, mich nicht in Kleinigkeiten verzetteln. Der Raum geht mir aber nicht aus dem Kopf, auch bei verschlossenen Lidern nicht. Über mir schwebt die Lampe und wirft ihren matten Schein. Dieser trifft mich, genauso unter mir das Bettgestell oder die schwere Holztür, welche mich einsperrt. In Gedanken lasse ich die Leuchte schwingen, damit ihr Lichtkegel umhertanzen kann. Auf diese Weise soll es hier etwas geben, was sich bewegt, abgesehen von meinem Atem.

Es ist jetzt meine Aufgabe, abzuwarten, darauf zu hoffen, daß sich bald jene Tür öffnen wird, welche mich festhält. Doch solange dieser Fall nicht eintritt, kann ich wachen oder in den Schlaf versinken, ganz wie es mir beliebt, und ich mag in Gedanken versponnen sein dabei, oder träumen, am Tage sowie nach Einbruch der Dunkelheit. Es zählt einzig, ausgeruht zu sein, wenn ich zum Gespräch gebeten werde.

Dann rief ich ihr etwas zu.

Das geschah, während ich auf meinem Balkon an die Brüstung gelehnt stand und hinüberschaute, als ich sie hinter einem Fenster ausmachen konnte. Sie huschte vorbei, und hielt dann doch inne. Mit einem fröhlichen Lächeln winkte sie mir zu, und ich grüßte auf die gleiche Weise zurück. Und schon verschwand sie vom Fenster, um flugs ihrerseits auf dem Balkon aufzutauchen. Eine ganze Weile lächelten wir nur, in ganz ähnlicher Pose verharret, ein jeder auf einem Balkon stehend, auf die Balustrade gelehnt.

Aber es geschah nichts, denn sie sagte keinen Ton, obwohl sie ja schon herausgetreten war, an die frische Luft. Nun dachte ich bei mir, daß dieser Moment wohl nicht verrinnen sollte, ohne ein Wort. Denn noch kannte ich nicht einmal ihren Namen.

Also rief ich ihr etwas zu. „Wolln wir nicht mal ein Bier trinken gehen?“ fragte ich so von Haus zu Haus, von Balkon zu Balkon.

„Ja, können wir machen.“ rief sie mir als Antwort herüber. „Ich werde mal schauen, wann ich Zeit habe, aber nächste Woche wird's schon klappen.“

Ich nickte, und dürfte gestrahlt haben. Noch einen ganzen Zeitraum blieben wir stehen, um uns anzulächeln, ehe sich die Situation auflöste.

An dem Abend ging gerade die Sonne über der Stadt unter, als wir uns in die nächste Eckkneipe begaben, und wir redeten dort über einander, so wie man sich vorstellt, wenn zwei Menschen sich das erstmal miteinander unterhalten, und sprachen, wie man so schön sagt, über Gott und die Welt, und ganz nebenbei verriet sie mir, daß sie Nina heißen würde, während wir uns ab und an mit den Biergläsern zuprosteten, wobei wir ein Lächeln auf den Lippen zeigten, und keinesfalls vergaßen, die Farbe in den Augen gegenüber anzusehen. So konnten wir die Stunden verstreichen lassen.

Am Ende des anschließenden Heimwegs blieben wir vor Ninas Hauseingang stehen, und verweilten.

„Es war ein schöner Abend.“ sagte sie leise.

„Ja, das war's.“ gab ich zur Antwort.

„Wir sollten sowas wiederholen, bei Gelegenheit.“ fuhr sie fort.

Ich nickte zustimmend. „Auf jeden Fall.“ sagte ich noch, als wir uns zum Abschied die Arme entgegen streckten. Und dann, als würde sich niemals wieder die Möglichkeit bieten, drückte ich ihr einen Kuß auf die Wange, und löste mich, indem ich weiterging.

Bis zu meinem Zuhause war es schließlich ein kurzes Stück, an ein paar Häusern vorbei, und eben um die Ecke, dann war die Haustür erreicht. Auf diesem Weg ging mir nur eins durch den Kopf, daß ich wohl all meinen Mut aufgebracht haben dürfte, in genau dem Moment, in dem ich Nina das Küßchen gab.

Ein scharrendes Geräusch weckt mich. Nun ist es Tag, und ich sehe gerade noch, wie in der Zellentür eine Klappe zugeschoben wird. Es muß mir jemand ein Tablett mit Essen in den Raum gerückt haben, wodurch auch das Gerumpel entstanden sein wird, denn da befindet es sich auf dem kalten Boden, beladen mit einem Stück Brot, etwas Käse, und einer Wasserflasche.

Ich erhebe mich, und stehe nach drei Schritten davor. Doch die Tür ist verschlossen, wie zuvor. Aus der Nähe betrachtet, macht sie einen noch undurchdringlicheren Eindruck, als von meiner Liegestatt aus. Ein massiver Eisenrahmen hält dicke Holzbohlen zusammen. Nirgendwo ist eine Ritze, durch die man hindurchlugen könnte, um einen schmalen Blick auf den Flur davor werfen zu können. Und, mehr um einfach auszuprobieren, was wohl geschehen würde, oder, um überhaupt etwas zu tun, klopfe ich mit den Fingerknöcheln dagegen, mehrere Male klopfe ich an das Holz, so wie man an eine Tür klopft, um sein Eintreten zu signalisieren.

Doch schon erscheint mir mein Handeln albern. Wieviele Fäuste, kommt es mir in den Sinn, mögen wohl schon dagegen gehämmert haben, sich an der Tür wund geschlagen haben in einer unbeschreibbaren Hoffnung, und nie dürfte sie sich auch nur einen Spalt breit geöffnet haben, nicht auf das stärkste Pochen hin.

Ich betrachte nur kurz das eingeschobene Essen, und ohne es vorläufig anzurühren, setze ich mich dagegen wieder auf das Bett, schließlich verfüge ich an diesem Ort über

keine weitere Sitzgelegenheit, wenn man von der recht flachen Klosettschüssel absieht, die ihren Platz in der Ecke zwischen der Liege und der Tür hat.

Ich denke über meine Tageseinteilung nach. Ich erkläre es für schädlich, tagsüber schon zuviel zu verschlafen. Einerseits, weil damit die Gefahr steigt, nicht hellwach zu sein, wenn ich zu dem angekündigten Gespräch gerufen werden sollte, aber auch, um denn nachts nicht allzu lange und allzu oft wach liegen zu müssen.

Zehnter November.

Ich rechne fest damit, daß sich heute meine Lage ändern wird, immerhin beginnt der dritte Tag in diesem Raum unter Verschuß.

Als ich aufwache, ist es längst schon heller Tag, es dringt ein wenig Sonnenlicht durch das Fenster über mir, und die Lampe mit der trüben Glaskugel ist andernorts bereits ausgeschaltet worden. Aber ich habe im Schlaf geschwitzt, und die Bettdecke, sowie meine Kleider, fühlen sich unangenehm feucht an.

Außerdem kann ich mich nicht daran erinnern, im zurückliegenden Schlaf etwas geträumt zu haben, und zwar weder an bildnerische Details, noch an die Tatsache an sich, überhaupt von Illusionen umgeben worden zu sein. Daher richte ich mich plötzlich erschrocken auf, und blicke in die Richtung zur Tür. Aber das Essen ist noch nicht eingeschoben worden, was mir einen ungefähren Anhaltspunkt über die Tageszeit gibt, wenn davon ausgegangen werden kann, daß jenes immer in derselben Zeitspanne gereicht wird.

Inzwischen, so vermute ich, wird mein Entfernen aufgefallen sein. Es hat schließlich seit einigen Tagen kein elektrisches Licht mehr in meiner Wohnung gebrannt, niemand hat auf das Klingeln des Telefons hin zum Hörer gegriffen, und die Katze dürfte auf der Suche hungrig durch die Gegend streunen.

Daher erweist es sich doch als Vorteil, zumindest für das Tier, daß ich stets ein kleines Fenster offen halte, um es nicht einzusperren. Natürlich hätte ich sie gebeten, sich ein wenig um die Katze zu kümmern, wenn mir die Gelegenheit zu einem Ferngespräch bei meiner Einlieferung vergönnt gewesen wäre, doch die Katze wird sich zu helfen gewußt haben, nachdem ich nicht mehr, wie gewöhnlich, zurückgekehrt bin, und möglicherweise, so kann ich nur hoffen, hat sie sich sogar in ihre Nähe begeben.

Da hatte es sich die Katze auf Ninas Schoß bequem gemacht, und wurde umarmt und gestreichelt. Beide waren dabei so vertieft in ihre zu einander geneigte Tätigkeit, daß ich mir beinahe wie ein Störenfried vorgekommen wäre, sollte ich gerade jetzt den Versuch unternommen haben, die Aufmerksamkeit, etwa durch etwas Gesagtes, auf mich zu lenken.

An diesem Abend war etwas aufgetischt worden, und ich wußte einen mittelalterlichen Auflauf zu bereiten, bei dem ein Teig aus saurer Sahne und Mehl eine Füllung aus süßer Sahne, in die ich Lauch und Schinken gegeben hatte, so ummantelte, damit dieses Werk eine gute Stunde im Ofen backen könne. Dieses Gericht wurde nur

sehr sparsam von Gewürzen getragen, und es bedurfte gerade einer winzigen Prise Salz und einem Hauch von Pfeffer, den ich einzubringen hatte, um dessen Geschmack entfalten zu lassen. Dazu tranken wir Bier, und saßen einen lauen Sommerabend lang auf dem Balkon meiner Wohnung.

„Ich bin noch nie so wunderbar bekocht worden.“ Mit diesen Worten konnte Nina ihr Gefallen an meiner Mühe kundtun, und mich freuten diese Worte über die Maßen, als ich mit dem letzten Licht des Tages das Geschirr in die Küche davon räumte.

„Und ich habe nie zuvor eine so wundervolle Nachbarin bekocht.“ lautete meine Antwort auf ihr Kompliment, doch mit einer stillen Geste wies sie, kaum wahrnehmbar, meine Nettigkeit zurück.

In der Zwischenzeit, in der ich den Balkontisch von den Dingen unseres Essens entledigt hatte, war nun die Katze angekommen, hatte Nina mit der gebotenen Vorsicht in Augenschein genommen, und ihr, durch das Zurruhelegen auf ihren Oberschenkeln, entspannend die Freundschaft angeboten.

So floß die Zeit dahin, und über uns breitete sich ein allmählich ein klarer Sternenhimmel aus, als wir da saßen, auf dem Balkon darunter. Es war der Sommer, in dem Jupiter das dominierende Glanzlicht der frühen Nächte war, und so fragte ich Nina nach einigen verstrichenen Minuten einfach: „Soll ich dir Sterne zeigen, die du mit bloßem Auge noch nie gesehen hast?“

„Wie?“

Nun erhob ich mich, und deutete mit ausgestreckter Hand auf den hellsten Punkt am Firmament. „Ich hab ein kleines Teleskop, und wenn wir das auf diesen Stern richten würden, den Jupiter, siehst du ihn, dann könnten wir einen Blick auf seine vier großen Monde werfen, die schon Galilei entdeckt hat.“

Daher beschauten wir bei Einbruch jener Nacht die Jupitermonde, von derer vier sich uns allerdings nur drei präsentieren sollten, da sich einer davon wohl verstohlen hinter dem Planeten versteckt hielt.

Und wir fühlten uns nicht nur von der Ferne angezogen, die uns umgab, sondern auch von einander. Wir standen hinter der Linse, als wäre der Platz dort drangvoll eng, und so berührten wir uns ganz nebenbei, und die Schultern rieben sich, immer, wenn wir uns beim Durchblicken ablösten, um ein Stück des Universums zu erspähen. So berührte ich ihre Hand, als Nina sich nach vorn neigte, und dies wurde der Moment, in dem ihre Arme mich umschlangen, und ich es gestattete, von ihr angezogen zu werden, um mich umfangen gedrückt zu fühlen. Und so geschmiegt, um und an einander, fanden sich unsere Lippen ganz von selbst, und es folgte ein dicker Kuß auf den nächsten, dabei streichelte ich ihr durch's Haar und über die Wangen, während die Münder, verspielt und unermüdlich, emsig versunken waren und nicht ans Aufhören zu denken schienen. Also verstärkte ich erneut den Druck meiner Arme um ihren Hals, und Nina lehnte sich dagegen, während der Augenblick sich dehnte, und jene Himmelskörper, derentwillen wir uns aufgestellt hatten, unmerklich ihre Bahn fortsetzten, weil sie von uns nicht aufgehalten werden konnten.

„Laß mich jetzt gehen.“ sagte sie leise, und richtete ihren Kopf auf, um mir in die Augen zu schauen. So lösten wir allmählich unsere Einigkeit, wobei wir uns allerdings keineswegs beeilten, aber nun bewegten wir uns in kleinen Schritten auf die Wohnungstür zu, und stiegen die Treppe hinab zur Straße. Auf dem Hof vorm Haus werkelte jemand in einer gegenüberliegenden Garage, und ein schwacher Lichtkegel drang von dort zu uns herüber. Wir ließen uns davon aber nicht abhalten, zum Abschluß dieses Abends genau dort umarmt zu verweilen, und dann sollte der Zeitpunkt nahen, an dem Nina ging.

„Es war ein schöner Abend.“ flüsterte ich zuvor, und diesmal durfte ich es sein, der diesen Satz in den Mund nahm. Sie nickte und lächelte.

„Schlaf gut, und träum was Schönes.“ lauteten Ninas Worte, mit denen sie sich schließlich entfernte. Dann, als sie die Ecke erreicht hatte, winkte sie noch einmal, und ich tat es ihr nach, denn so lange hatte ich immer gewartet, bis ich in die vier Wände zurückkehrte.

Elfter November.

Mitten in der Nacht endet mein Schlummern, hinter dem Fensterloch herrscht Dunkelheit. Im Raum brennt die Lampe, so wie stets nach der Dämmerung, denn man wird sie nur bei Tage ausschalten.

Ich setze mich auf die Liege, und ich wünschte mir, daß ich Schreibzeug hätte, denn dann bräuchte ich mir meine Überlegungen während dieser Phase nicht im Gedächtnis zu merken, sondern könnte sie, so wie in einem Tagebuch, notierend niederlegen. Aber diese Möglichkeit bleibt mir verwehrt, nicht weniger jene, einen Brief an die Menschen draußen abzuschicken. Auch habe ich, seit meiner Festnahme, mit Niemandem reden können, sonst hätte ich sicherlich nach einem Stift und einigen Bögen Papier gefragt, jedoch nicht wissend, ob in diesem Gebäude ein derartiger Wunsch gewährt werden würde, bedenkt man dabei doch, daß ich bei meiner Ankunft nicht einmal die Möglichkeit bekommen habe, kurz zu telefonieren.

Es dürfte sich um einen Irrtum gehandelt haben, als man mir am ersten Tag versicherte, es würde in Bälde jemand erscheinen, der ein Gespräch mit mir führen wolle, um einige Ungereimtheiten abzuklären. So erscheint es mir doch zusehens ungewöhnlich, wegen einer derartigen Lappalie eben so zu verfahren, indem der Auszufragende wie vergessen dahockt, über Tage hinweg.

Daher betrachte ich immer wieder die Zelle. Jede Einzelheit, und sei sie noch so scheinbar unbedeutend, will ich gesehen haben, um sie zu einem späteren Zeitpunkt beschreiben zu können.

Den Raum habe ich mit meinen eigenen Schritten mehrere Male vermessen. Sollte ich mich von meiner Lagerstätte erheben, so sind es drei Schritte bis zu der dicken Tür, durch die man mir die Mahlzeiten zuschiebt, es sind genau zwei Schritte bis zu der Wand, in deren Mauerwerk über mir die Fensterluke eingelassen ist. Mithin sind es exakt fünf Schritte vom Fenster zu Tür. Dagegen mißt die Länge zwischen den

Querwänden, zurückgelegt zwischen Bett und Klobecken, drei Schritte, wenn diese nicht allzu lang geraten, oder eben derer zwei, sobald man ausladender Zutritt.

Dazu die Wände, die als Ganzes betrachtet, nüchtern und kühl wirken, zeigen, wenn man sich ihnen nähert, feine Spuren der Bearbeitung. Immer wieder trifft der suchende Betrachter auf fahle Bleistiftstriche, in denen ein Name oder ein Datum aufgezeichnet worden ist, oder einfach auf simple Striche, teils geritzt, in weiteren Fällen jedoch mit einem Schreibstift hinterlassen, die sich, mal zahlreicher, daneben sogleich in geringerer Anzahl, verstreut über die Wandflächen finden lassen. Ich habe sie inzwischen alle studieren können, und so absurd dies auch klingen mag, es raubt diesem Zimmer seine anfängliche Abseitigkeit.

Ich komme also auf die naheliegende Idee, selbst für jeden Tag, den ich an diesem Ort verbringe, einen Strich in den Putz zu kratzen, und dies auch, um eine Gedächtnisstütze für mein gedankliches Tagebuch zu gewinnen. Doch werde ich den Einfall nicht sogleich in die Tat umsetzen, vielmehr scheint es mir besser, dafür bis zu den taghellen Stunden zu warten.

Die erste Einschrämmung wird für jenen Tag in die Wand geschabt werden, an dem ich an der Bushaltestelle wartend eingeholt worden bin.

Ein weiterer Strich daneben für den Tag, an dem ich hier zum erstenmal erwachen sollte.

Daneben der Riß für den Tag, an dem ich in Sorge gefallen bin.

Schließlich eine Kerbe für den Tag, der heute seinen Lauf nehmen wird.

Bei einer späteren Gelegenheit fand sich Nina bei mir ein, denn es gab erneut etwas zu verspeisen. Im Verlaufe dieses Abends landeten wir neben dem Eßzimmer auf meinem Bett, halb davor hockend, halb darauf liegend, und waren wieder einmal mit uns allein beschäftigt.

So saß Nina auf meinem Schoß und beugte sich über mich. Dabei fiel ihr Haar über meinen Kopf und mein Gesicht, und umschloß mich dort wie die dünnen Wände eines Zeltes, die das Licht nur gedämpft und dabei ausgefiltert hindurch scheinen lassen, wodurch die Konturen der Umgebung aufweichen.

Um so nachhaltiger spürte ich daher die Wärme, die Nina auf mich übertrug, als sie ihre Wange leicht gegen meine drückte und an der Nase rieb, und ich schloß die Augen. Dies war ein stiller Augenblick, denn in solchen Momenten gibt es nicht viel zu erzählen.

„Weißt du, was du mir unbedingt versprechen mußt?“ flüsterte sie mir fragend zu, nachdem die Zeit womöglich in Stillstand verharrt hatte.

„Nein.“ gab ich ihr als Geste zur Antwort, indem ich kurz den Kopf hin und her bewegte.

„Du mußt mich nun auffordern, zu gehen. Sofort oder auch ein wenig später, aber du mußt es.“

„Ich würde dich niemals rausschmeißen.“ beteuerte ich, und lachte dabei schmunzelnd.

„Dann werde ich jetzt wohl aufbrechen.“ sagte sie, und erhob sich energisch in einem Ruck.

Als wir vorm Haus einen Moment lang inne hielten, um einander umarmt eine wohlle Nachtruhe zu wünschen, da spielte der Wind in Ninas Haaren, und so wehten sie uns noch einmal ein. Der Kuß wurde aber nicht mehr so verstohlen und keineswegs so schüchtern fortgegeben, wie beim erstenmal.

„Schlaf gut, und träum was Schönes.“ hießen Ninas letzte Worte auch an diesem Abend. Und ich schaute in ihre Augen, die meinen Blick mit einer Spur von Wehmut empfangen, als gäbe es noch eine Frage zu beantworten. Doch ich hätte ihr durchaus etwas zu sagen gehabt, unmittelbar am Ende gerade dieses Tages. „Meine Träume werden dir einen klaren Sternenhimmel schenken,“ so hätten diese Worte sein können, „einen, den du durchstreifen kannst, nach Lust und Laune, der fühlbar wird, und sich dir öffnet nach allen Seiten, dir schwereloses Reisen durch alle Weiten dieser Welt erlaubt, wenn du es nur magst.“ Aber sie blieben in meinen Gedanken, diese Grübeleien, welche ein Luftschloß schaffen wollten, mitten im Schlaf, im ruhigsten Schummer, nur weil ich sie nicht auszusprechen wagte.

Der Morgen sendet an diesem Tag seine Vorboten, indem das Stückchen Himmel, welches ich durch das kleine Fenster beobachten kann, langsam seine Schwärze einbüßt, und sich zuerst gräulich verfärbt, aber nach wenigen Minuten eine rötliche Buntheit annimmt.

Ich rücke an das Fußende der Liege, um dieses Schauspiel besser verfolgen zu können, sitzend lehne ich mit dem Rücken an der Wand, und wende mich dem Fenster zu. Doch die Morgenröte verblaßt seinerseits binnen kurzer Frist, um nach einem vorübergehenden Erscheinen von einem Ton blassen Blaus, an Helligkeit stetig zunehmend, sodann in einem schmutzigen Grau zu schattieren, durch das schlierenartig sich Schwaden hindurch schleppen, ein untrügerisches Merkmal dafür, daß draußen inzwischen dicke Wolken rasch vorüberziehen.

Dann wird die Lampe gelöscht, mithin ein ebenso sicheres Zeichen, daß der Tag in dieser Anstalt beginnt.

Doch ich bleibe abwartend hocken. Ich will heute vier Zeichen in der Wand hinterlassen, an einer Stelle, die ich mir noch ausgucken werde, weil sie in der Anordnung mit den anderen nicht in Unordnung geraten darf, denn ich muß den Überblick behalten können.

Als die Verpflegung durch die Klappe in der Tür zu mir hin geschoben wird, habe ich den Platz für meine Signaturen entdeckt. Aufgeschreckt durch den damit verbundenen Lärm, wenn das Tablett über den Boden scheuert, fällt meine Aufmerksamkeit auf die Raumöffnung. Gleich links neben der eisernen Zarge ritze ich vier Striche in den rauhen Putz, jeder einzelne etwa von der Länge meines Daumens. Erst danach hebe ich die Mahlzeit vom Boden auf.

Zwölfter November.

Denn jeder Tag macht seinen Anfang, wenn das Zellenlicht ausgeschaltet wird. Es wird meiner Erinnerung zufolge gegen acht Uhr sein, wenn der Morgen heraufkommt. Da ich beim Eintreffen in dieses Gebäude meiner Armbanduhr beraubt wurde, bleiben die Momente, an denen das Lampenlicht eingeschaltet oder gelöscht wird, die einzigen Augenblicke, die ich zeitlich gut einordnen kann. Nur fürchte ich, daß sich dieser Überblick verlieren könnte, wenn mein Aufenthalt nicht in nächster Zukunft beendet sein wird.

An das Fenster prallen Regentropfen, und gleiten anschließend daran herab. Und der Himmel ist ebenso grau verhangen, wie es schon gestern der Fall war. Also werde ich im Laufe der nächsten Stunden den fünften Strich markieren. Ich werde ihn nicht neben den Gestrigen setzen, sondern ich will mit ihm die anderen in der Diagonale durchstreichen, so daß sie weiterhin in übersichtlichen Blöcken angeordnet bleiben.

Der Tag im Spätsommer, von dem nun erzählt werden soll, begann ohne Sonnenschein. Noch am Vortag hatten wir uns allerdings bei glänzend klarem Wetter, wenngleich auch unter böigem Wind, auf die kurze Seefahrt von Norddeich nach Norderney begeben, und dort abends nach italienischer Art aus der Tafel des Meeres gespeist. Und weil feststand, daß sich die See am späten Vormittag zurückziehen würde, um das Watt vorübergehend auftauchen zu lassen, so faßten wir den Entschluß, diesen Umstand für einen ausgiebigen Wattspaziergang zu nutzen.

Doch nun war die Luft bedeutend kühler, und ein feiner Nieselregen setzte sich ab.

„Sollten wir uns davon abhalten lassen?“ fragte ich Nina.

„Davon nicht.“ antwortete sie knapp.

So nahm der Ausflug seinen Anfang, indem wir die Hauptstraße des Inselortes von unserer Unterkunft zum Badestrand hinuntergingen, und schließlich in Richtung auf den Leuchtturm abbogen. Ihn links liegenlassend, durchquerten wir die südseitigen Dünen, und hatten nun den Strand vor uns, der sich in die Weite auszubreiten schien. An fernsichtigen Tagen würde man die Küstenregion deutlich ausmachen können, da hätte man die Masten von Norddeich Radio im Blick gehabt, doch heute sprühte der Wind Feuchtigkeit durch die Luft, die man in grauen Schwaden, einem Nebel ähnlich, um sich hatte, wodurch der Horizont farblos und undeutlich erschien.

Und als wir nebeneinander her stolzierend über den Sand hinausgingen, der bald benäßt und schlickig geblieben war, wodurch unsere Schritte tiefer einsanken mit jedem Fußaufsetzen, da waren wir vom Sprühregen bereits naß an den Haaren und im Gesicht, und es rann in dicken Tropfen die Haut hinunter.

„Wollen wir uns jetzt theatralisch anschweigen?“ fragte Nina nachdrücklich, und schaute mich schräg von der Seite an. Wir hatten wohl tatsächlich kein Wort mehr gewechselt, seit wir aus dem Hotel gegangen waren, um uns auf den Weg zu machen.

„Nein.“ entgegnete ich, gefolgt von einem kurzen, verlegenen Lachen.

„Weil du nichts erzählst.“

Aber gerade nach diesem Satz blieben wir erneut einen Moment still, und spazierten dabei geradewegs in die Richtung auf das Festland zu. „Du ja auch nicht.“ hätte ich antworten können, tat es jedoch nicht, weil sich dadurch wohl kaum etwas an der Situation geändert hätte.

„Du hast mich immerhin gedrängt, diesen Ausflug zu machen.“ fand sie leise nach einigen Augenblicken.

„Ich hab dich gefragt, ob uns das Wetter abhalten könnte.“ antwortete ich nur.

„Nun. Das Wetter, oder den Regen heute, das meine ich auch nicht. Ich bin doch nicht aus Zuckerguß, oder meinetwegen aus Salz, daß ich dahinschmelzen könnte, wenn es tropft. Sondern ich meine den Wochenendausflug nach Norderney als solches.“

„Ich freue mich auf jeden Fall, hier zu sein, mit dir, daß wir das endlich geschafft haben, diese Fahrt wirklich zu unternehmen.“ sagte ich nach kurzer Pause.

Wir kamen nun an eine tiefer gelegene Stelle, in der sich Wasser gesammelt hatte, eine flache Pfütze von vielleicht zehn Meter Breite und knapp dem doppelten in der Länge, wobei Nina sie rechts liegenließ, während ich an der anderen Seite dem Hindernis auswich. In den Augenblicken, die wir deshalb in nicht ganz geringer Nähe weiterspazierten, glaubte ich, ein paar Sätze von Nina zu vernehmen, doch erreichten sie mein Ohr zu vage, um sie verstehen zu können.

„Was hast du eben gesagt?“ fragte ich daher, als wir wieder nebeneinander her stolzierten.

„Ach, nichts weiter.“ murmelte sie knapp, und schaute über die Sandbank.

Nach weiteren Schritten erreichten wir den breiten, von Pricken gesäumten Priel, der Norderney mit der Nachbarinsel Baltrum verband. An ihm wanderten wir nun entlang, da er uns geradewegs zur Hafemole führen sollte, an der wir die Insel wieder zu besteigen trachteten.

„In der Liebe kriegst du Hiebe.“ flüsterte sie erneut, nun aber verständlich für mich, und ich erkannte in diesen Worten jenen Satz, den ich zuvor nur in wenigen Fetzen aufzunehmen in der Lage war, als wir nämlich auf getrennten Pfaden die Lache umrundet hatten, welche uns den Weg versperren sollte.

Doch schenkte ich diesem Ausspruch keine deutliche Beachtung, sondern verhielt mich einfach derart, als wäre er ein weiteres mal unhörbar entwichen. Ich blickte auf die Mole, so, als fixierte ich dort einen Zielpunkt, den es im Auge zu behalten galt, um nicht die Orientierung zu verlieren.

„Wenn man etwas mehr Zeit hätte, dann könnte man hier auf solchen Prielen mit einem Ruderboot ganz schön weit kommen.“ bemerkte ich, indem ich Nina ins Gesicht blickte, und gleichzeitig an ihr vorbei auf den Wasserlauf deutete.

„Nur haben wir davon nicht mehr,“ lautete ihre Antwort, „und außerdem stelle ich mir solch eine Bootsfahrt nicht gerade ungefährlich vor, wegen der Gezeiten oder wegen der Strömung. Für ein derartiges Abenteuer wirst du dir wohl jemand anderen suchen müssen.“

Die Verbissenheit, mit der sie diese Äußerung hervorgebracht hatte, ließ mich einen Moment lang schmunzeln, denn meine Bemerkung war durchaus nicht als Plan gedacht,

den gleich umzusetzen es gelten sollte. Vielmehr erinnerte mich der Anblick des Priels an ein Buch, in dem eine solche Partie beschrieben worden war, eben gerade auch von dieser Insel ausgehend, und nun war mir die Geschichte eingefallen.

„Mir reicht es, hier durch den Schlick zu trotten.“ ergänzte sie, und musterte mich ausgiebig.

Da hatte unsere Wattpartie jenen Punkt erreicht, von der die Entfernung zu unserer Unterkunft wieder abnahm, wir uns mit jedem Tritt dem trockenen Boden näherten. Und hatte mir die Nässe bislang nichts ausgemacht, so spürte ich doch allmählich, wie sie die Bewegungen klamm beschwerte, und das Näherkommen der Mole bedeutete nebenbei auch die Inaussichtstellung eines warmen Raumes, eines Cafés vielleicht, in dem wir zur Stärkung einen kleinen mittäglichen Imbiß einnehmen könnten.

„Um in einem winzigen Boot die Gegend zu erkunden, wird es, nebenbei bemerkt, eines besseren Wetters bedürfen, schätz ich mal.“ versuchte ich, um den Gedanken wieder aufzunehmen.

Nina reagierte aber auf diese Worte nicht, und eine weitere Weile gingen wir nebeneinander her. Nur in unregelmäßigen Abständen trafen sich unsere Blicke zu einem kurzen Austausch im Angesicht der Augen. Dann lächelte sie einmal.

„Wir schaffen es irgendwie nicht, uns ohne Druck zu unterhalten.“ meinte ich in diese Stille hinein.

„Du machst mir ja auch mit jeder einzelnen deiner Bemerkungen Vorwürfe.“ entgegnete sie sofort, und das Lächeln verschwand von ihrer Miene, um einem fragenden Gesichtsausdruck zu weichen.

„Das will ich doch gar nicht.“ antwortete ich darauf fest entschlossen.

Nun brennt die Lampe erneut, und ich richte mich darauf ein, bald zu schlafen. Mein Tagwerk ist erledigt. Ich habe einen Strich in der Mauer hinterlegt, der mich an diesen Zeitabschnitt erinnern soll, und von dem angebotenen Mahl um die Mittagszeit habe ich eine Kleinigkeit zu mir genommen.

Also liege ich, und drehe mich vom Rücken auf die Seite. Ich schließe die Augen. Ich warte, daß Müdigkeit eintreten solle, um mich aus meinen Gedanken in einen Traum zu versetzen. Und ich hoffe einfach, sich darauf nicht allzu lange gedulden zu müssen.

In diesem Gemäuer, welches mich einer plötzlichen Eintönigkeit ausgesetzt hat, das mich zum Abwarten verbannt, meine Geduld erzwingen will, fällt es mir mit jedem neuerlichen Versuch schwerer, mich in jene Ruhe zu begeben, die gewöhnlich in ein schnelles Einschlafen mündet.

Dreizehnter November.

Ich bin erstaunt, wie stark das Gemüt doch auf äußere Einflüsse reagiert. So scheint die Sonne durch die Luke in die Zelle, und ich fühle mich bei weitem nicht so niedergeschlagen, wie noch an den zurückliegenden Tagen. Mag auch sein, daß es

gerade Orte wie diese sind, an denen die Stimmung von solcherlei Kleinigkeiten profitiert.

Aber noch ein zweites Anzeichen gibt mir am Morgen zu denken auf. Ich beobachte nämlich, daß das Lampenlicht von der Raumdecke nicht, wie gewohnt, kurze Zeit nach Sonnenaufgang gelöscht wird. Noch immer sendet es das bleiche Licht, den trüben Schein, obgleich es schon seit mehreren Stunden taghell ist.

Hier liegen die Gründe, warum ich den Beginn des neuen Tags mit leichter Nervosität durchlebe, ich mich somit von einer unerklärlichen Erregung gepackt fühle. Daher hält es mich nicht auf der Liege. Weder sitzend, noch langgestreckt, kann ich ausgedehnter als für einen Moment verharren. Vielmehr laufe ich in der Kammer umher, von der Tür zum Fenster und zurück, einen nicht enden wollenden Marsch aus vielen Wendungen, so wie ihn die Raubkatzen in ihren Zookäfigen vollführen, auch wenn ich die Lage dieser Geschöpfe keineswegs mit der meinen vergleichen will, sind sie doch weitgehend von Besuchern umringt.

Um ein wenig Wandel in den Ablauf zu bekommen, entschieße ich mich zeitig, also weit vor der Mittagsstunde, die Kerbe für den jetzigen Tag neben die Tür zu ritzen. Es wird die frischeste Linie in dem von mir begonnenen Muster werden. Und als ich die Marke schließlich mit dem Rand des Trinkbechers in den Putz kratze, da werde ich froh, diese Art der Aufzeichnung überhaupt begonnen zu haben. Denn kurz schießt mir der Gedanke durch den Kopf, wie lange ich wohl inzwischen schon nachdenken müßte, um zu rekapitulieren, gäbe es meine Zählung in der Wand nicht.

So entsteht die sechste Kerbe.

Doch als ich daher neben der Tür verweile, da meine ich Stimmen von draußen zu hören. Nicht deutlich, und keineswegs verständlich, aber ich komme zu dem Schluß, daß an der anderen Seite vor der Tür gesprochen wird, man unterhält sich, ruft sich in kurzen Sätzen etwas zu, jedoch nicht in einer Lautstärke, die es mir gestatten würde, genaues aufzuschnappen, mitzuhören, Aufschlüsse zu gewinnen. Zudem erscheinen mir die Laute mal näher, dann wieder weiter entfernt, so als wären die Personen in einer Bewegung auf und ab.

Das Erstaunliche daran ist für mich, daß ich während meines hiesigen Aufenthalts noch nie Unterhaltungen, gleich welcher Art, mitzubekommen in der Lage gewesen bin. Sollte ich in der zurückliegenden Zeit Stimmen vernommen haben, so sind diese stets in meinem Kopf zu lokalisieren gewesen, und es waren eindeutig meine Hirngespinnste, die sie zum Leben erweckt haben. Selbst das Einschieben der Essensration geschieht täglich ohne Wortwechsel. Zwar verursacht dieser Vorgang ein knirschendes, scharrendes Geräusch auf dem Boden, aber anschließend schließt sich die Klappe wieder, und die gewöhnliche Ruhe kehrt zurück, bis sich dieses Ereignis am Folgetag wiederholt.

Daher setze ich mich nun in recht beklommener Verfassung auf's Bett. Durch diese Vorkommnisse gerät mein Warten in eine Stimmung, die sowohl als ängstlich bezeichnet werden kann, von mir gleichermaßen aber ebenso als aufregend empfunden wird. Ich habe das Gefühl, daß sich etwas tut.

Schließlich öffnet sich die Tür tatsächlich. Doch ich bin darüber, mit welcher Plötzlichkeit dies vonstatten geht, derart erstaunt, daß ich nicht etwa aufspringe, sondern ich bleibe vielmehr in unbestimmter Erwartung sitzen.

In der Türöffnung verharrt nun eine Frau, bekleidet mit einem hellblauen Arbeitskittel und einer Schürze, die mich kurz, und vielleicht mit Verwunderung, mustert. Dann wendet sie sich dem Flur zu, und ruft: „Hier ist jemand drin!“

„Das Licht brennt noch.“ sage ich, und deute mit dem Zeigefinger auf die Deckenlampe mit der Milchglaskugel.

Nun betritt sie die Zelle um die Länge eines Schrittes, und schaut sich um.

„Ich soll etwas aussagen,“ beginne ich zu erzählen, „ich soll abgeholt werden zu einem Gespräch, um etwas auszusagen.“

„Eigenartig.“ murmelt sie, dabei wandert ihr Blick weiter durch den Raum, sie bückt sich kurz, um unter das Bettgestell zu sehen, für einen Augenblick betrachtet sie das Provianttablett am Boden, ehe sie fortfährt: „Eigenartig. Es ist sonst niemand hier.“

„Es ist sonst niemand hier?“ frage ich erstaunt, und erhebe mich aus meinem Sitz.

„Am Wochenende ist niemand hier.“ bekräftigt sie.

„Aber ich soll doch abgeholt werden.“ äußere ich erstaunt.

„Am Samstag ist nie jemand hier. Das gibt es gar nicht. Nicht einmal die Türen sind verschlossen.“

Durch den Zuruf in den Flur ist nun eine zweite Frau herangetreten, und lugt zu mir hinein. „Wir sind hier zum Putzen.“ bemerkt diese.

„Und was soll ich wohl hinter diesen Mauern?“ stelle ich als Frage in den Raum, und spüre gleichzeitig, wie ein rätselhafter Verdruß in mir aufsteigt. Der Gedanke, ich könnte die letzten Tage völlig sinnlos in diesem Gebäude verbracht haben, auf mich allein gestellt, und ohne Kontakt zu meiner Umgebung, erscheint mir plötzlich so abwegig, daß ich mich in einem Traum wähnen müßte, wäre mir andererseits nicht klar, daß die beiden Frauen tatsächlich vor mir stehen.

„Also, wir haben damit nichts zu tun.“ bekräftigt die Eine. „Wir sind zum Putzen hier.“ wiederholt die Andere.

Da entschieße ich mich zum Aufbruch und gehe los. Die zwei Frauen hindern mich daran in der Tat keineswegs, unbehelligt kann ich auf den Flur hinaustreten und den langen Korridor abschreiten, den ich vor knapp einer Woche, allerdings in Begleitung, in entgegengesetzter Richtung heraufgekommen bin.

Vor der Pforte zur Straße bleibe ich stehen. Am ersten Tag habe ich an einem Pult meine Habseligkeiten abgeben müssen, und mir liegt doch sehr daran, zumindest meinen Mantel wieder mitzunehmen, denn es ist schließlich Herbst, und die Luft mitunter erstarrend ausgekühlt. Unsicher schaue ich mich noch einmal um, aber es ist wahrhaftig keiner der Männer, die mich aufgelesen hatten, in der Nähe, und so werfe ich einen Blick hinter das Pult. Dort liegt der Umhang in einer Nische, als sei er achtlos zurück gelassen worden. Mit einem Griff in die Taschen suche ich sogleich nach meiner Uhr, doch fehlt sie, ich kann sie nicht erspüren, und so ziehe ich das Stück kurzerhand über.

Als ich kurz danach auf die Straße gelange, weht mir ein heftiger Wind entgegen, der bei weitem nicht so eisig wirkt, wie jener am entscheidenden Morgen. So fällt mir die Bewegung leicht, und die Entscheidung, ob ich wohl für den Rückweg den Bus besteigen könnte, oder mir besser ein Taxi an die Seite winken sollte, treffe ich kurzerhand, indem ich die ganze Strecke zu Fuß zurücklege. Schon des öfteren bin ich, bei guter Laune zumindest, die Strecke von der Innenstadt zu meinem Wohnhaus zu Fuß gegangen, und mein Befinden bessert sich bei jedem einzelnen Schritt, mit dem ich mich von dem Gebäude entferne, zusehens.

Vor meiner Haustür angekommen, und bevor ich den Schlüssel ins Schloß stecke, werfe ich in alter Gewohnheit, so, als wäre ich keineswegs eine knappe Woche fort gewesen, sondern käme gerade aus dem Büro, einen Blick zu ihren Fenstern hinauf. Nun wäre es zwar durchaus unwahrscheinlich zu nennen, wenn sie in genau diesem Moment am Fenster stehen würde, hinunterguckend, um mir zur Begrüßung einen Wink zu schenken, als sei sie wartend, aber insgeheim wird dies wohl das Motiv für meine Ausschau sein.

Doch entdecke ich sie nicht.

Till Braven

Die Weihnachtsgeschichte des Kaisers Julianius

Diese Geschichte beginnt mit „Es war einmal...“, denn es handelt sich bei ihr in der Tat um eine geradezu märchenhafte Geschichte, und deshalb soll sie ruhig genau so anfangen:

Es war einmal ein Kaiser des einst so mächtigen römischen Reiches. Wir werden ihn Julianius nennen, denn wie er wirklich hieß, ist nicht von Belang, und wer weiß, vielleicht hieß er ja genau so. Er lebte zu einer Zeit, als Trier für einige Jahre die Hauptstadt des großen Imperiums war, und er war der Sohn einer reichen Trierer Kaufmannstochter germanischen Ursprungs und eines Legionärs aus Britannien, und er hatte auch noch einen Bruder, der etwas jünger war, als er selbst.

Wie unzählige römische Kaiser zu jener Zeit, begann er seine Karriere als Soldat im Heer, und als in Trier plötzlich die Stelle des Kaisers neu zu vergeben war, weil der alte Amtsinhaber überraschend hinweggerafft wurde, da riefen die Soldaten, er solle der zukünftige Kaiser sein.

Dies hatte er nicht zuletzt seiner Mutter zu verdanken, denn sie war es, die die Soldaten bestochen hatte, so zu rufen. Aber auch solch ein Umstand braucht uns nicht zu wundern, denn er war damals Gang und Gebe. In diesen vergangenen Tagen wurde ein Kaiser Kaiser, entweder weil er den Titel erben konnte, oder wenn er ihn sich von der römischen Armee erkaufte. Wer am meisten zahlte, oder die besten Vergünstigungen versprach, durfte Kaiser werden.

Aber es waren schwierige Zeiten, als Julianius zum Kaiser wurde. Man schrieb das Jahr 353, und zwar nach Christi Geburt, als dieses Ereignis sein Leben verändern sollte. Das Imperium Roms besaß eine riesige Ausdehnung, und hatte seine Grenzen auf drei Kontinenten, in Europa, Afrika und auch in Asien. Doch von Norden und Osten waren die Grenzen bedroht. Die Völkerwanderung hatte eingesetzt, woraus immer heftiger werdende Auseinandersetzungen an den Grenzen folgten. Alemannen, Goten, Burgunder und Wandalen hießen die Völker, die zunehmend und zahlreicher gegen das Riesenreich drängten. Zu Julianius Zeiten waren sie gewissermaßen noch keine wirkliche Gefahr, aber die Tage des Römischen Reichs waren bereits gezählt, und knapp einhundert Jahre nach seiner Epoche, hörte es auf, zu existieren.

Und auch im Innern war es unruhig geworden. Es gab eine neue Religion, nämlich das Christentum, deren Anhänger, als sie zuerst auftraten, vehement verfolgt worden

waren, in den Tagen des Julianus nun aber als Bürger anerkannt und gleichberechtigt leben konnten. Ja, selbst Julianus war Christ, genau wie es sein Vater gewesen war.

Doch die Kirche war gespalten. Man stritt sich um die Frage, welche Stellung eigentlich Jesus im Verhältnis zu Gott haben sollte, um die Deutung der Formulierung „Gottes Sohn“ also. Die eine Fraktion nahm das wohl zu wörtlich, und sah in Jesus ein Gottesgeschöpf, so wie jedes Lebewesen. Dann gab es jene, welche die Dreieinigkeit von Gott, seinem Sohn und der des heiligen Geistes predigten. Sie waren es, die sich durchzusetzen vermochten, aber gerade als Julianus zum Kaiser ausgerufen wurde, lagen sich beide Lager in einem Bürgerkrieg unversöhnlich in den Haaren.

Während der Geschichte des Römischen Reiches haben immer wieder Kämpfe und Kriege stattgefunden. Zuerst, und lange vor der Zeit, in der dieses Märchen spielt, um das Reich zu vergrößern, indem neue Länder als Kolonien erobert wurden. Doch bald nur noch, um eben diese Größe zu wahren. Das war aber sehr viel kostspieliger, als die Eroberungen, denn nun fielen dem Staat ja keine fremden Schätze mehr zu. Als Julianus Kaiser war, beutelte eine Wirtschaftskrise das Reich, gegen die auch schon seine Vor- und Vorgänger kein Rezept gefunden hatten.

So herrschte in der Staatskasse eine ziemliche Ebbe. Julianus konnte es eben nicht wagen, von großen Bauwerken zu träumen, so wie es Kaiser vor ihm gern getan hatten, die ihre Residenzstädte mit Prachtbauten zu schmücken wußten. Eine ganze Reihe davon gab es inzwischen in Trier, ein Theater, eine Therme und ein imposantes Stadttor zierten die Metropole, und gaben, wenn man sich ihr näherte, schon von Weitem ein Zeugnis von der Größe und der Macht hinter den Mauern. Doch sie alle waren ein Dokument aus der Vergangenheit, und nun fügte ihnen kein Kaiser mehr neue Bauten hinzu.

„Das Wichtigste ist ein guter Handel, mein Junge, dann funktioniert der ganze Rest wie von selbst.“ hatte ihm seine Mutter eingebleut, und diese Worte wollte Julianus sich zu Herzen nehmen.

Doch Probleme machte ihm auch die Provinz Britannien. Der Statthalter dort, wir werden ihn Ambrosius nennen, hatte verkünden lassen, daß er fortan seine Steuereinnahmen nicht mehr an die römische Staatskasse überweisen werde, und dies traf Julianus, den jungen Kaiser, bitter. Zudem, so zitierte man Ambrosius in Trier, ließ sich dieser von seinen Untergebenen nun „König“ nennen, geradezu eine Unverfrorenheit dem Herrscher gegenüber.

So entschloß sich Julianus, hart durchzugreifen, und ein Exempel zu statuieren. „Was kann ich tun, um den Gehorsam wieder herzustellen.“ überlegte er. „Dem Ambrosius, dem solle man die Villa abbrennen!“ befahl er daraufhin.

„Aber du kannst niemandem in Britannien trauen.“ gab sein Bruder zu bedenken. „Wenn dort nun ein König die Herrschaft an sich gerissen hat, wird kein Legionär deinen Auftrag ausführen.“

„Es gibt andere Legionen.“ antwortete Julianus knapp.

„Dann laß mich es machen,“ bat der Bruder, „die Legion aus Trier und deine Leibwache sind dir treu ergeben. Diese Männer werden es schaffen.“

Julianus stimmte kurzerhand zu, und so zog sein Bruder aus, um dem britannischen Statthalter das Fürchten zu lehren. Die Aktion dauerte ein gutes halbes Jahr. Ambrosius bewohnte eine Villa mit Meerblick im Süden, erbaut in der Ära Neros, kaum weniger prachtvoll als die des Kaisers selbst. Es handelte sich um eine quadratische Anlage, in deren Mitte ein von Säulengängen umgebener Garten angelegt war, welcher von einem breiten Weg durchschnitten, und mit Statuen und kleinen Brunnen verziert war. Das Herrenhaus verfügte über drei verschieden große Festsäle, in denen man feine Mosaiken bewundern konnte. Daneben gab es ein Gästehaus, das sogar ein Warmwasserbad besaß, auf der anderen Seite fanden sich die Werkstätten und die Gebäude für die Bediensteten, sowie etliche Stallungen für Pferde und anderes Haustier.

Im Juli erreichten die Trierer den Ort, und sie stießen auf erstaunlich wenig Gegenwehr. So verwüsteten sie die Anlage gehörig und plünderten, was von Wert erschien. Der Statthalter floh darauf in den Norden der Insel ins Exil, und der Bruder des Kaisers übernahm dieses Amt fortan höchstpersönlich. Schließlich wurde der stolze Besitz des Ambrosius tatsächlich ein Raub der Flammen. Danach stand kein Stein mehr auf dem andern.

Aber auf eben diese Steine stieß man, als ein Bagger neben einer Landstraße die Erde zum Verlegen einer Hauptwasserleitung aushob. Da hinderte ihn etwas Hartes an der Fortarbeit, und so stieg der Fahrer von seiner Maschine. Er erblickte einen Haufen Ziegel und benachrichtigte seinen Polier. Nachdem nun von jedem, der neu hinzugetreten kam, ein weiterer Experte herbei gerufen worden war, begutachtete schließlich ein Archäologe die Steine, um festzustellen: „Aus der Römerzeit.“ Derart tauchte die Villa des Ambrosius wieder ans Tageslicht.

Dies ist die eine Tat, die sich mit Kaiser Julianus aus Trier verbinden läßt. Aber es gibt noch eine zweite, und die hat sich sogar stärker in unsere Erinnerung eingepreßt. Wie schon ausgeführt wurde, waren es gerade für die Wirtschaft schwierige Zeiten, als Julianus das Reich regierte, und er hatte doch angekündigt, dagegen etwas zu unternehmen.

So erfand er das Weihnachtsfest.

Nun feiern die Menschen schon seit Urzeiten ein Fest am Winteranfang, möglicherweise schon seit der Steinzeit. Und im Laufe von Generationen haben sich dafür bei jeder Kultur spezielle Regeln herausgebildet. So waren es vielleicht die alten Ägypter im Pharaonenreich, die begonnen hatten, ihre Lieben mit kleinen Geschenken zu bedenken. Die Germanen in unseren Breiten feierten ausgelassen bei reichlichem Bierkonsum die kürzeste Nacht des Jahres, und anderen Ortes wiederum nannte man das Fest „Wiederkehr der unbesiegbaren Sonne“, und gab sich eher still.

Das römische Imperium war ein Staat aus vielen Völkern und Kulturen, und so gab es in jeder Gegend eine andere Art, das Fest des Winteranfangs zu begehen. Das hat damals niemanden gestört. Was sich jedoch als Nachteil erwiesen habe, so dachte Julianus, sei die Tatsache, daß die Feierlichkeiten keinen einheitlichen Zeitplan verfolgten.

So begannen die Germanen direkt in der Nacht des Winteranfangs ihre Saufgelage, welche rund eine Woche anhielten, während die Bürger Roms und Italiens eine

Festwoche abhielten, die am Samstag nach Winteranfang begann, derweil es in Nordafrika und Kleinasien zur Gewohnheit geworden war, mit dem 25. Dezember für ebenfalls eine Woche in Feststimmung zu verfallen.

Nur die junge Gruppe der Christen, die kannte das Weihnachtsfest bis dato noch gar nicht, oder hatte es zumindest nicht für wichtig erachtet. Diese Menschen begingen Anfang Januar den Tag der „Heiligen drei Könige“ als eine bedeutende Feierlichkeit.

Doch führte es mitunter dazu, daß im Reich, zumindest auf der Nord-Süd-Achse, für zwei Wochen lang alles Wirtschaftsleben zum Erliegen kommen konnte. Zuletzt war das Jahr 351 aus dieser Sicht ein äußerst ungünstiges.

„Das bringt nichts Gutes.“ hatte Julianius daraufhin verkündet. „Die Menschen feiern zur Wintersonne einfach zu viel, und vor allem zu lange...“ Schließlich wurde er von seiner Mutter immer wieder auf die Wichtigkeit eines guten Handels verwiesen.

„Ich werde dieses Fest einfach abschaffen,“ sagte er, „zum Ruhme Roms, und zur Ehre meiner Person.“

„O, ich glaube, kein Mensch wird dich ehren, wenn du die Feste aus dem Kalender streichst.“ gab die Mutter zu bedenken, „Erst recht nicht die Legionen.“

„Dann sollen die Leute genau drei Tage feiern, und keinen Tag mehr. Und sie sollen alle, im ganzen Imperium, mit dem 25. Dezember beginnen, damit es einheitlich wird.“

„Das ist eine viel bessere Idee.“ beglückwünschte ihn die Mutter. „Aber gib dem Fest einen neuen Namen, damit die Bürger es als eine echte Reform begreifen können.“

„Wie wär’s mit Weihnachten?“ fragte Julianius vorsichtig.

„Hm, klingt gut.“ pflichtete die Mutter bei.

So hatte Julianius das Weihnachtsfest erfunden.

Nun bleibt jedoch die Frage, was mit dem dritten Feiertag passiert ist, hatte, wie wir erfahren haben, Julianius doch drei Festtage eingesetzt. Er ist irgendwann gestrichen worden. Im fünfzehnten oder im sechzehnten Jahrhundert wird ein Herrscher die Meinung gehabt haben, daß zwei Tage zum Feiern völlig ausreichen dürften, und der dritte Tag verschwand zugunsten der Wirtschaft und des Handels. Daher gibt es heute nur noch zwei Feiertage.

Über Kaiser Julianius selbst gibt es jetzt nicht mehr viel zu berichten. Kurz nachdem er das Weihnachtsdekret verabschiedet hatte, wurde er kaltgestellt, um es so zu sagen. Die allermeisten römischen Kaiser hatten ein Problem, denn Kaiser wurde man stets auf Lebenszeit. Und ein Kaiser, der nun viele Feinde hatte, lebte daher äußerst gefährlich. Es hatte sich nämlich eingebürgert, ungeliebte Herrscher vorzeitig ins Jenseits zu befördern, um Platz zu schaffen für den nächsten Kandidaten.

Wir wissen nicht, welche Intrige nun genau Julianius zum Verhängnis geworden ist, es ist aber bekannt, daß seine Mutter dabei durchaus ihre Hände im Spiel gehabt hatte. Und nach einer Regierungszeit von gerade einmal eineinhalb Jahren schied der Kaiser im Winter des Jahres 355 früh und unerwartet, und keinesfalls gewaltlos, aus dem Leben. Aber so war das zu der damaligen Zeit.

Und damit endet auch die Weihnachtsgeschichte des Kaisers Julianius. Also, wir sollten einfach im Gedächtnis behalten, was damals vor sich ging.